

Pach. Sh. 4917

16

Sammlung
Pädagogischer Abhandlungen.

Herausgegeben

von

Dr. O. Frick,

Direktor der Franckeschen Stiftungen
in Halle (Saale).

und

H. Meier,

Direktor des Gymnasiums
in Schleiz.

VI.

P. Dettweiler,

Untersuchungen über den didaktischen Wert Ciceronianischer
Schulschriften.

II. Die philippischen Reden.

Halle a. S.,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1892.

1734

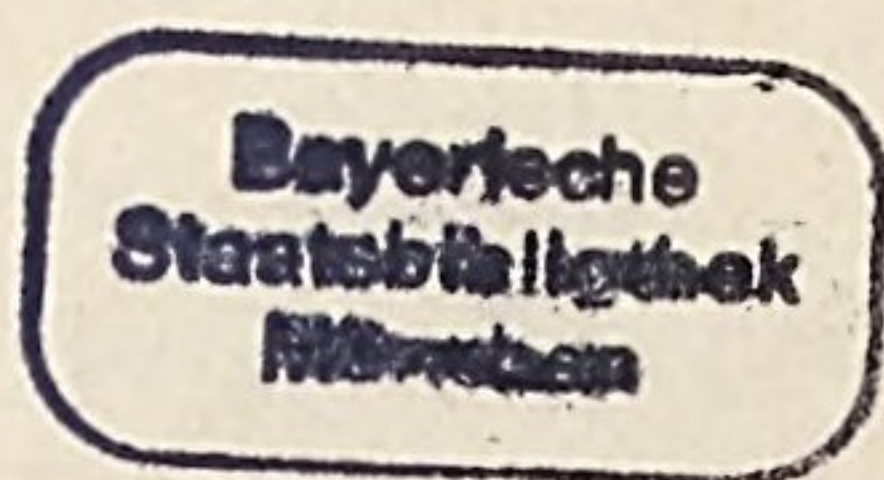
THE
AMERICAN
HISTORICAL
SOCIETY
OF
PHILADELPHIA
PUBLISHED
BY
THE
SOCIETY
OF
PRINTERS
AND
BOOKSELLERS
IN
PHILADELPHIA
1877

Untersuchungen
über
den didaktischen Wert
Ciceronianischer Schulschriften.

Von
Prof. Dr. P. Dettweiler,
Großh. hess. Gymnasialdirektor.

II.
Die philippischen Reden.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1892.



I. Historische und allgemeine Gesichtspunkte.

Die Reden, durch deren Benennung schon der niemals bescheidene Meister der aristokratischen Senatsrede sich mit dem nationalen Pathos des großen Atheners messen zu können glaubte, sind von jeher in den humanistischen Schulen mit besonderer Vorliebe gelesen und erklärt worden. Seitdem man mit der Barbarei des Mittelalters auch die Geringschätzung der Form gegenüber dem begrifflichen Inhalt und der Beziehungen der Begriffe zu einander aufgegeben und an Stelle jener Einseitigkeit eine andere, die absolute Hochschätzung der Form und eine gedankenlose Gleichgültigkeit gegen den Inhalt gesetzt und zur Richtschnur des logischen Denkens und ästhetischen Empfindens gemacht hatte, konnte ja für die Imitation, soweit sie nicht poetischen Charakter hatte, keine bessere Fundgrube erstehen, als Cicero.¹ Gerade der hervorstechendste Mangel in seinem Wesen und Leben, das für den formgebildeten und formliebenden heutigen Humanisten bedauerliche Fehlen dessen, was man sittlichen und politischen Charakter nennt, wurde der hervorragendste Grund zu seinem Prinzipat auf dem stilistischen Gebiete für Jahrhunderte. Einen Tacitus und Sallust hat niemand nachzuahmen sich unterfangen. Denn die stark ausgeprägte Individualität läßt sich eben nicht nachahmen. Aber Cicero, der sich bemüht hat, die reine Latinität möglichst korrekt und fein wiederzugeben, jedes Eigencharakters sich begebend, gab ein unvergleichlich bequemes, weil abgerundetes, regelmäßiges, im Satz- und Aufbau oft schablonenhaftes Vorbild für

1) Vgl. namentlich Fr. Paulsen, *Gesch. d. gel. Unterr.*, S. 28 ff. H. Schiller, *Lehrb. d. Gesch. d. Pädagogik*, 2. A. S. 75 ff.

jede Wiedergabe und für jedes Gebiet.¹ Wie die mannigfachen Reden von epideiktischer Tendenz dort ihr mehr oder minder nahe erreichtes Muster hatten, so war es auch mit den Invektiven der Fall. Und wo liefs sich ein geeigneterer Typus für politische und persönliche Invektive finden als in den philippischen Reden? Namentlich der Typus der Invektivrede, die *divina Philippica*, wie sie Juvenal² genannt hatte, die zweite ist es, welche ebenso in den römischen Rhetorenschulen der ersten christlichen Jahrhunderte ihren Platz behauptet, wie sie in den Lehrplänen der verschiedenen nach J. Sturms Vorbild eingerichteten Anstalten erwähnt wird.³ Auch die zahlreichen Sammlungen von *orationes selectae* geben trotz aller, freilich oft nicht wesentlicher Schwankungen, die sie in ihrer Zusammensetzung seit ihrer ersten Ausgabe für die Strafsburger Schule 1585 durchgemacht haben, meist die beiden ersten Philippicae,⁴ die von Orelli 1836, eine Münchener 1839 und die von Süpfle 1837, 2. Aufl. 1853 auch die 14., eine von Heusinger 1747, eine Teubner'sche 1830, Reuter 1832, die Hallenser zuletzt von Heine 1868 aufgelegte nur die zweite, andere, wie die von Weiske 1806 nur die erste.

Auch als es sich nicht mehr um blofse Imitation, um die Erwerbung einer eleganten Latinität handelte und im 18. Jahrhundert allmählich die Behandlung der Realien in Bezug auf Geschichte und Altertümer, Philosophie und Ethik, wenn auch nur

1) Zuletzt hat dies noch scharf ausgesprochen Fr. Blass, Hermeneutik und Kritik (J. Müllers Handb. d. klass. Altertumswissensch.) S. 185 f.

2) XI (X), 120 ff. ed. Ribbeck: „*o fortunatam natam me consule Romam!*“ *Antoni gladios potuit contemnere, si sic omnia dixisset. ridenda poemata malo, quam te conspicuae, divina Philippica, famae, volveris a prima quae proxima.*

3) S. Vormbaum, Evangelische Schulordnungen 1, 494 aus den „*Statuta, constitutiones legesque scholae Stralsundensis*“ 1591 für die 3. Klasse: *oratio aliqua Ciceronis brevior proponatur, cuiusmodi est, Ligariana, pro rege Deiotaro, Philippicae quaedam, item Verrina sexta, quae prope omnia narrationum genera continent.*

4) Eine nicht vollständige Zusammenstellung der verschiedenen ausgewählten Reden bei F. A. Eckstein, lat. Unterr., S. A. p. 635.

schüchtern und oft mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit mitbestimmend wirkte, als mit dem Zeitalter der Aufklärung der Zweifel an der Fruchtbarkeit und Nützlichkeit dieses Betriebes immer mehr um sich griff, als man nach der Lehre der Göttinger Pädagogik die alte Litteratur studierte, nicht um sie fortzusetzen, sondern um sie zu genießen und durch Bildung des Urteils und des Geschmacks an dem in seiner Art Vollkommensten sich für eigene Produktion, wie sie dem Zeitalter Goethes charakteristisch ist, vorzubereiten, auch dann erschienen, wie wir sahen, die *Philippicae* nach wie vor auf den Lehrplänen und in deren Wirkungen, den Kommentaren und Sammlungen. Denn die Gewohnheit behielt das Überlieferte einfach bei, nur Behandlung und Ziel wurde allmählich anders.¹ Was lateinisch oder griechisch war, war auch schön, wurde als solches bemerkt und in der Schule mit Begeisterung vorgetragen, mochte es ein kühnes Bild, eine abgerundete Phrase oder eine zierliche Periode sein. All dies fand sich in allen durch die Tradition ohne tiefere Begründung eingeführten und beibehaltenen Ciceronianischen Reden im Übermaß. Gesner und Ernesti sind in ihren pädagogischen Werken die deutlichen Typen dieser Zeit, welche bei aller Einzelbehandlung der Tropen, Figuren und Perioden, der Darlegung des Zusammenhangs doch nur auf die *imitatio Ciceroniana* als schließliches Ziel hinstrebte.²

1) Beispiel dafür bei Paulsen, *Gesch. d. gel. Unterr.*, S. 433 f.

2) Vgl. Paulsen a. a. O. 424 ff., 451 ff. — Schiller a. a. O. 281 ff. — Sehr bezeichnend ist folgende Stelle aus der von Gesner aufgestellten braunschweig-lüneburgischen Schulordnung von 1737 (Vormbaum a. a. O. 3, 388 f.): „Die *Orationes selectae* und *Officia Ciceronis* sind auf das fleißigste zu lesen, und hierbey sonderlich immer Acht zu haben, 1) was der Verfasser beweisen wolle? da dann der kurtze Satz aus einem weitläufigten Vortrage herauszuziehen. 2) Wie? oder mit was vor Gründen und Schlüssen er es beweise? Welche Schlüsse gleichfalls in ordentliche Form und kurtze Sätze gebracht werden. 3) Wie er seinen Haupt-Satz erweitere und ausziere? Bey der andern Frage kan auch zuweilen kürztlich untersucht werden, ob der Schluss bündig, und der Beweis hinlänglich oder ob noch etwas dawieder einzuwenden? Doch die Haupt-Absicht muß allezeit bleiben, Ciceronis Sprache und Art zu dencken sich bekant zu machen. Das

Hatte die Zeit des Rationalismus den Wert der Dinge an sich und so auch in der Pädagogik nach dem Nutzen bestimmt, so brachte mit und durch Kant der Neu-Humanismus ein neues Ideal der Erziehung in die Erscheinung. „Bildung zur Humanität“ wurde seit Herder zum Losungswort und wurde durch F. A. Wolf¹ zu einem System gebracht. Mit ihr trat die überwiegend historische Richtung in der Auslegung der Schriftsteller auf Hoch- und Mittelschulen ein. Die Erkenntnis der antiken Völker in allen ihren Lebensäußerungen soll das verlorene Menschheitsideal wiedererringen helfen. „Denn,“ so citiert Wolf aus Jean Pauls *Levana*, „die jetzige Menschheit sänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkt des Lebens nähme.“ Dazu gehört nicht „den Alten ähnliche Werke in einer ihrer Sprachen zu verfassen,“ nur durch ihren eigenen, absoluten Wert können die klassischen Studien sich erhalten. Dabei betont er, daß sie nur für den, der studieren will, sich eignen. Wer für einen bürgerlichen Beruf einer höheren Ausbildung bedarf, mag solche in einer eigenen Schule suchen. Dem Latein weist er vorzugsweise die von ihm mustergültig bestimmte und in ihrer Bedeutung erwiesene „formale Bildung“ zu. Es ist ihm ein Mittelweg zwischen dem Griechischen, dessen Litteratur und Kultur er durchaus den Vorzug gab, und soll den antiken Geist in seiner falscheren Gestalt erschließen. Dazu gehört: 1) die Erlernung der Sprache, 2) die Kenntnis von Sachen (Geschichte, Beredsamkeit, Menschenkenntnis), 3) die Bildung des Geschmacks. Für die Cicero-*lektüre*, soweit Reden und Briefe in Betracht kamen, verlangt er chronologische Auswahl, es soll eine quasi-historische Herausarbeitung von Ciceros Biographie das zu erstrebende Ziel sein. In Betreff der zu lesenden Reden, „welche die meiste Begeisterung für schönen Vortrag und Stil erweckten“, hielt er die gewöhnliche,

übrige giebt sich auch bey einer mittelmäßigen Anleitung nach und nach von selbst.“

1) Paulsen a. a. O. 530 ff. Schiller a. a. O. 309 ff.

herkömmliche Auswahl „nicht gerade für die beste Sammlung“. Die Philippicae gehörten seiner Ansicht nach nicht in die Schulen, „höchstens die zweite“,¹ die ja in der That scheinbar den historischen und antiquarischen Zwecken durchaus dient und zugleich des Eigentümlichen gar manches in sich trägt. Dabei trugen die lateinischen Disputationen und Reden immer noch zur Pflege des lateinischen Rednerstils und zu erneutem Studium der Ciceronianischen Reden auf praktische Verwertung ihrer „Nutzbarkeit und Notwendigkeit“ hin nicht unwesentlich bei, so daß die stilistische Seite des Unterrichtsbetriebs und Unterrichtsziels nach wie vor kräftigst betont wurde.

Auf demselben Boden hat bis auf die neueste Zeit die Mehrzahl der Pädagogen gestanden. Demgemäfs hat eine Änderung in dem Kanon der zu lesenden Schriften nur in beschränktem Maße und oft mit wenig begründetem Urteil, aus äußerlichen Gründen oder persönlichen Liebhabereien stattgefunden. Wir verzeichnen die Ansichten einiger hervorragender Pädagogen über die Philippicae.

Nägelsbach² meinte, es seien neben den historischen Kriminalreden, welche welthistorische Thaten seien, die historischen Staatsreden zu lesen. Hier gelte es, dem Schüler begreiflich zu machen, daß die Reden, die er lese, nicht Worte, sondern Thaten seien; man müsse sie in die Zeitgeschichte verflechten und darum chronologisch lesen. „Cäsar wird ermordet, da erhebt sich der Adler (!?) wieder mit Macht gegen den eine neue Tyrannis anstrebenden Antonius. Der zweiundsechzigjährige Mann flammt hier noch einmal auf in der ganzen Reife seines Alters und läßt die Philippicae gegen den Antonius los. Von diesen kann man die eine oder die andre heraussuchen; nur in der zweiten ist eine Stelle wegen ihres unzünftigen Inhalts mit Schülern zu überschlagen“.

Gegen letzteren Satz wendet sich Eckstein³ mit der an sich gewifs richtigen Bemerkung, daß ein solches Überschlagen einer

1) Arnoldt, Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik, 2, 164. 166.

2) Gymnasialpädagogik S. 124. 128.

3) a. a. O. S. 639.

Stelle noch bedenklicher sei, als ihre Erklärung. Man habe jetzt die beiden ersten philippischen Reden ausgewählt, und das sei auch das Zweckmäßsigste.

Der dem Prinzipat Ciceros sonst so scharf gegenüber tretende Hiecke¹ möchte die Philippicae besonders deshalb gelesen haben, weil Cicero sich in ihnen wirklich am meisten als Mann gezeigt habe.

Wenn die „Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich“² ebenfalls die 2. Philippica ausdrücklich unter den zunächst auszuwählenden Schulreden nennen, so bewegen sie sich auch noch vorwiegend auf dem formalen Standpunkte, denn nach ihnen soll Cicero von der sechsten Klasse ab nicht mehr aus der Hand gelegt werden, damit der Schüler fortan an ihm ein Muster habe, um die Gesetze der Darstellung, den Gegensatz der römischen und der Muttersprache, den Periodenbau, die Wortstellung und Satzverbindung mit lebendigem Verständnis zu erfassen und nachzubilden. Er soll „die tiefere Auffassung des lateinischen Sprachgeistes“ fördern. Das Ziel der Lektüre soll ein bewußtes Erfassen der historischen Bedeutung, des stilistischen Wertes und der Wirkung der gelesenen Rede sein.

Dafs, die Erklärung der Reden aber vielfach auch diesen antiquarischen, historischen oder biographischen Standpunkt vermissen liefs und wohl noch läfst, ist sicher. Weisen doch die preussischen Lehrpläne für die höheren Schulen von 1882 S. 20 mit besonderem Nachdruck darauf hin, dafs in nicht seltenen Fällen selbst auf den obersten Stufen die Hingebung der Schüler an die Beschäftigung mit den alten Sprachen und die Achtung der Gymnasial-Einrichtung bei denkenden Freunden der humanistischen Studien ernstlich dadurch gefährdet werden, dafs die Erklärung in eine Repetition grammatischer Regeln und eine Anhäufung stilistischer und synonymischer Bemerkungen verwandelt werde.

Zum Teil nicht ohne von dieser immer mehr um sich greifenden, gewifs oft falsch begründeten, aber doch nicht wegzu-

1) Reden und Aufsätze, S. 187.

2) 3. A. 1891, S. 77.

leugnenden Mißstimmung gegen den klassischen Unterrichtsbetrieb veranlaßt zu sein, haben in neuerer Zeit immer mehr unbefangene denkende Pädagogen die Frage nach der richtigen Auswahl der Lehrobjekte und Schullektüre anders gestellt. Die Ergebnisse dessen, was Pestalozzi und Herbart auf dem Gebiete einer auf psychologischen Grundlagen ruhenden pädagogischen Theorie gewirkt haben, wurden wieder von neuem untersucht und in oft verbesserter, handlich gemachter Form den bestehenden Verhältnissen angepaßt. Vielfach wurden dadurch diese auch mehr oder weniger gründlich umgestaltet, so weit der Rahmen des Unitarismus in unserem Schulwesen, der nun einmal aus äußeren Gründen nötig zu sein scheint, dies zuließ. Man frug jetzt vielfach nicht mehr nach der Bedeutung dieser oder jener Rede, dieses oder jenes Schriftwerkes für die antike Zeit oder für den Schriftsteller selbst, sondern suchte auch nach den Wirkungen auf die Seele des Schülers. Indem Herbart immer mehr betonte, daß jeder Unterricht, soweit nicht Fachschulen in Betracht kämen, erziehend, d. h. die geistige Thätigkeit vermehrend und veredelnd sein müsse, hat er einer neuen Richtung die Wege gewiesen. Auch ohne daß man alle Verstiegenheiten des „Gesinnungsunterrichtes“ gutheißt, wird man doch mit Ziller¹ es für ein Erfordernis alles gedeihlichen Unterrichts halten müssen, daß der Zögling sich mit Hilfe seiner Phantasie in Lagen lebhaft hinein versetzen könne, die zwar von der seinigen räumlich und zeitlich, aber darum nicht dem Gedankeninhalte nach getrennt sind. Denn nur dann wird er die Ereignisse als ein teilnehmender Zuschauer, als ein Mitüberlegender, Mitratender, Mithandelnder miterleben und dadurch in seinen sittlichen Willensverhältnissen bestimmt werden. Darnach mußte eine erneute Prüfung der Unterrichtsstoffe und namentlich der Lektüre allmählich selbstverständlich erfolgen. Selbstverständlich, sage ich, denn von da ab datiert eine bewußte Didaktik, zunächst nur in bescheidenen Anfängen, und es ist das Zeichen einer jeden Wissenschaft, als welche nun die Didaktik aufzutreten sich bemühen

1) Allgemeine Pädagogik, S. 163 f.

mußte, selbständig zu prüfen, die Tradition nicht auf Treu und Glauben hinzunehmen. Ob diese Bestrebungen, die zwar „für Menschen unseres mittleren Schlages“ erreichbar sind, aber allerdings Haupteigenschaften unseres Berufes, „bei viel redlichem Willen ernsten Fleiß und einigen gesunden Menschenverstand“, auch wirklich verlangen, „Künstelei und Wortschwall an die Stelle selbständigen Denkens und schlichten Redens“ zu setzen geeignet sind, scheint doch recht zweifelhaft.¹ Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß Hohn und Spott, die ja billiger sind als Gründe, eine solche Prüfung und die doch nur vereinfachenden Forderungen des erziehenden Unterrichts in mannigfacher Form trafen. Uns dünkt, sie richten sich von selbst. Jedenfalls haben praktische Vertreter dieser Art von erziehendem Unterricht, die sich ganz frei fühlen von irgend einem *iurare in verba magistri* und sich bewußt sind, die Formen dieser Didaktik zwar zu kennen und zu üben, aber in freier Selbständigkeit zu handhaben, den gesunden Menschenverstand trotz gegnerischer Anfeindungen für sich. Denn indem wir uns fragen, welches innere Verhältniß die Schülerseele zu dem Lehrgegenstand habe oder erhalten könne, durch welche Mittel geordnete Gedankenkreise entstehen, indem wir in dem Aufbau des Unterrichtes die drei Thätigkeiten des Anschauens, Denkens, Übens in mannigfaltigster Form zur Anwendung bringen und auf die Schüler zu übertragen suchen, thun wir doch eben nur mit Bewußtsein, man darf wohl auch noch sagen mit Methode in der Schule, was verständige Menschen im Leben oft von selbst *naturae ipsius vi* thun. O. Frick in zahlreichen einzelnen Arbeiten, H. Schiller in seinem Handbuch der praktischen Pädagogik und O. Willmann in seiner Didaktik haben im einzelnen frei und verschieden, im ganzen geeint, hier die rechten Wege gezeigt.

Eine allgemeinere kritische Sichtung der Unterrichtsstoffe müßte auch schon eine Folge der Reformen in der Lehrerbildung sein, die man ja bezeichnenderweise in den Kreisen eines didak-

1) S. die Vorworte zu O. Jäger, aus der Praxis.

tischen Materialismus nicht allzu freudig begrüßt hat. Das Reformieren vom „grünen Tisch“ aus, das man am Rheine so sehr zu fürchten scheint, kann eben nicht zur Thatsache werden, wenn die jungen Leute nicht nur an das äußere, handwerksmäßige Rüstzeug unseres Berufes herangebracht werden, sondern wenn, was allein auch eines wissenschaftlich gebildeten Menschen würdig ist, mehr und allgemeiner als seither geschah die Stellung des Stoffes zu dem Gesamtgebiet und der Gesamtaufgabe alles Unterrichts dargelegt wird. Und das können eben nur neue Untersuchungen vom didaktischen Standpunkt aus, da uns für das Einzelne so ziemlich alle Hilfsmittel im Stiche lassen.

Auf diesem Wege ist heute eine denkende Pädagogik dazu gelangt, bei der Auswahl der Schullektüre, und namentlich auf dem Gebiete der lateinischen, mehr den Inhalt und dessen Beziehungen zu dem übrigen Unterricht sowie zu der Gedankenwelt der Gegenwart, ihren Zielen und Aufgaben zu betrachten. Der Schüler soll nicht nur römisches Leben aus der Quelle kennen lernen und nicht nur die Typen der einzelnen Litteraturgattungen in selbständiger Erarbeitung sich aneignen, sondern die Ergebnisse der Lektüre müssen so mit dem Inhalte des übrigen Unterrichts in Beziehung gesetzt werden, daß das Interesse des Schülers dadurch erhöht, die eigene Mitarbeit an der geistigen Ausbildung sicher gestellt, allmählich wertvolle Gedankenkreise zur Aneignung gebracht werden.¹

Schon die preussischen Lehrpläne von 1882 haben eine solche Auswahl in der Gymnasiallektüre mit Recht zur Pflicht für Fachkonferenzen und zu einer Aufgabe für die pädagogische Litteratur gemacht, indem sie S. 20 darauf hinwiesen, daß auf Grund der gemachten Erfahrungen die Frage, was zu lesen Pflicht, was zulässig, was auszuschließen sei, ihre weitere Klärung zu finden hätte.

Und wenn auch nicht zu erwarten steht, daß die Axt an die Wurzel unserer Gymnasialstudien gelegt wird, wenigstens nicht an das, was wir unter dieser Wurzel verstehen, nämlich an das Ziel,

1) H. Schiller, Handb. d. prakt. Päd. 2. Aufl., S. 454.

die Jugend durch eigene Arbeit in die bald naive, bald vornehme Denkweise des klassischen Altertums einzuführen, so müssen wir Freunde und Vertreter eben dieser Bildung uns doch vor dem Wahn hüten, wir könnten immer noch mit dem Ziele der allzu lange allein herrschenden formalen Bildung, des Gewöhnens an wissenschaftliche Arbeit uns begnügen. Dann würde sicher, zumal bei der kräftigen Initiative, mit der sich allerhöchste Kreise der Frage bemächtigt haben, die Zeit über uns wegschreiten, weil wir es nicht verstanden, uns den aus historischen Gründen veränderten Zielen der Gegenwart anzupassen. Und in diesem Sinne konnten wir auch schon den Erlaß über den Unterricht im Kadettenkorps mit seiner starken Betonung der inhaltlichen Schätze der Litteratur mit Freuden begrüßen. In ebendiesem Sinne durften wir wahrhafte Freude über das kräftige Vorgehen des Kaisers in der „Schulfrage“ empfinden. Der Kundige oder, bescheiden gesagt, der unparteiisch, vorurteilslos Blickende konnte von der Verurteilung des annoch an vielen Anstalten — freilich will es jetzt keine gewesen sein — herrschenden Systems nicht überrascht werden. Wir erwarten, daß jetzt der Grundsatz des Erziehens immer mehr zum lange vergebens erstrebten endlichen Durchbruch gelangt. Man gebe doch den Glauben auf, daß mit dem lateinischen Aufsatz, der Einschränkung der Grammatik und Stilistik auf die Zwecke der Lektüre und der Beseitigung solcher Schriftwerke, die nach psychologischen Gesetzen, oder wenn man will, nach den Erfahrungen mit frischen, körperlich und geistig gesunden Knaben ohne Wirkung auf deren Seele bleiben, das Gymnasium falle. Ich meine, die treffliche Abhandlung von H. Schiller, „die einheitliche Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts unter Voraussetzung der bestehenden Lehrverfassung“,¹ müßte mit ihren thatsächlichen Darlegungen auch dem starrsten Anhänger der formalen oder „naturalistischen“ Unterrichtsgebung zeigen, daß man Großes, ja Vorzügliches erreichen und doch eine konzentrierende, vereinfachende Behandlung der Unterrichts-

1) Heft IV dieser Sammlung.

fächer und eine sorgfältig nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnete Lektüre treiben kann.

Es war natürlich, daß sich die Aufmerksamkeit der Freunde und Gegner in der Frage der Schullektüre auf Cicero in erster Linie richtete. Er ist es, dessen Sprache wir „mit ähnlichem Respekt gegenübertreten, wie einem Manne, der Großes geleistet hat, dessen Wesen uns aber nicht ganz zusagt“, und von dessen Werken gewiß die meisten mehr aus alter Tradition als aus inneren Gründen auf unserem Kanon stehen. Neben dem Zerpflücken der Klassiker im allgemeinen und der überwiegend grammatischen und lexikalischen Ausbeutung, welche als vielfach bestehend durch die 1882er preussischen Lehrpläne bestätigt werden, ist es gewiß dieses Vorwiegen von Ciceronianischen Werken im Gymnasialunterricht, was so viele wohlmeinende, das Wesen der klassischen Bildung durchaus anerkennende Männer über die Erreichung dieses Ziels bei den heutigen Verhältnissen überhaupt zweifelhaft macht. Es sei hier nur an die bekannten Aufsätze von P. Gülsfeldt über die Erziehung der deutschen Jugend erinnert. Mag man mit Recht gegen ihn geltend machen, daß das deutsche Haus und die deutsche Familie sich gottlob! noch gegen seine radikale Schlussfolgerung der völligen Übertragung der Erziehung an den Staat mit aller Macht auflehnen werden, daß das Spiegelbild von den deutschen Gymnasien, das er uns vorhält, nicht bloß dem Lehrer vielfach als ein durchaus getrübt und unzutreffendes erscheint, mag man in vielen Urteilen und Wünschen den Zusammenhang mit der tatsächlichen Wirklichkeit, namentlich auch in Bezug auf das Lehrermaterial vermissen, dies darf uns doch nicht hindern, in seinen Ausführungen die Urteile und Anschauungen eines großen Teiles unserer gebildeten Nation zu erkennen, den vornehm zu ignorieren mehr als ein Mangel an Selbsterkenntnis wäre.

In wie weit nun diese veränderten Verhältnisse, welche die Schule nicht aufhalten kann, auch auf eine weniger umfangreiche Beschäftigung mit den Reden überhaupt einzuwirken geeignet sind, wird unten zur Besprechung kommen. Jedenfalls werden die *Philippicae* einstweilen noch in den Gymnasien viel gelesen. Das be-

weisen die Neuauflagen der kommentierten Schulausgaben, die zahlreichen Variationen, die man an sie angeknüpft hat¹, die stete Wiederkehr in der pädagogischen Litteratur. Nach den Zusammenstellungen v. Oppens,² S. 20, wurden sie in Pommern allerdings nur in Stolp und zwar in II^a gelesen, er fügt aber S. 33 und 36 gleich andere Anstalten hinzu und spricht sich für sie S. 21 selbst aus, weil sie großartige, politische, sich mächtig in den Augen der Schüler widerspiegelnde Begebenheiten enthielten, die einen bleibenden Eindruck von Cicero als Redner hervorzurufen im stande seien. Einen sehr deutlichen Beweis für den intensiven Betrieb dieser Reden liefert auch eine Schrift über die lateinischen Aufsatzthemata, die in dem Schuljahr 1888/89 an den Gymnasien von Preußen, Sachsen und der Rheinprovinz, sowie von Berlin zur Bearbeitung kamen.³ Der leitende Gesichtspunkt dieser Zusammenstellungen ist die Frage, inwieweit sich die lateinischen Aufsätze, so wie es durch die revidierten Lehrpläne geboten ist, an die Lektüre anlehnen. Obwohl nun — und das ist doch für das Beharrungsvermögen bezeichnend, das auch in Preußen oder vielleicht gerade dort in Schulsachen trotz Verordnungen weiter blüht — von 1584 in den 4 Bezirken aufgegebenen lateinischen Primaneraufsätzen sich nur 558 wirklich an die lateinische Lektüre anlehnen, befinden sich doch auch von 10 Anstalten 15 Themata darunter, die der 1. und 2. Phil. entnommen sind. Einmal wird auch das Thema bearbeitet: *Orationis Ciceronis in M. Antonium quartae decimae argumentum*. Daß Bardt bei einem Vortrag über die Übersetzungskunst (Zeitschr. f. G. W. 39, 648 ff.) Philipp. IX, 1—3 wählte, darf wohl ebenfalls hier angezogen werden.

1) Besonders thut dies J. H. Schmalz, deutsche Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für Oberklassen im Anschluß an die Lektüre. Unter 130 Arbeiten sind 23 der 1. und 2. Phil. entnommen, außerdem eine Abiturientenarbeit. — E. Müller, Aufg. zu lat. Stilübungen im Anschluß an Ciceros 1. u. 2. phil. Rede.

2) „Die Wahl der Lektüre im altsprachlichen Unterricht.“

3) Fr. Seiler, der lat. Primaneraufsatz auf preuß. Gymnasien und die Lehrpläne von 1882. Halle, 1890.

Auch bewußte Vertreter des erziehenden Unterrichts — von anderen abzusehen — empfehlen die Philipp., wenn auch, wie H. Schiller in seinem Handbuch der prakt. Päd. S. 456, nur hypothetisch. Er weist nämlich darauf hin, daß sich vielleicht als auf die Begründung des Prinzipats vorbereitend Teile der zweiten philippischen Rede empfehlen möchten, die zugleich die eigentliche Invektivrede repräsentieren könnten. — O. Altenburg hat in seinem lesenswerten Aufsätze über parallele Behandlung verwandter Stoffgebiete¹ zur Fortführung der römischen Beredsamkeit die obligatorische Lektüre von Phil. I, II und daneben die kursorische und ex tempore-Lektüre von kleineren Reden, wie IX, empfohlen, damit „das stilistische Bedürfnis nicht zu kurz kommt“. ² Dazu hat O. Frick schon angemerkt, ob es heilsam sein möge, die Schüler so reichlich mit dem Geist des Zeitalters der römischen „Komitien“ zu nähren, und so eingehend mit einer so anrühigen Persönlichkeit zu beschäftigen, wie Antonius.

Für die Philipp., aber mit pädagogisch auswählendem Takt, spricht sich in allerneuester Zeit E. R. Gast aus in seiner Schulausgabe der 1., 4. und 14. philippischen Rede. Er ist durch Erfahrung zu der Ansicht gekommen, daß die 2. sich nicht für die Schule eignet. Trotz der meisterhaften Form und großartigen Make sei sie ihrem Inhalt nach in der Hauptsache eine meisterhafte Schmähschrift. Dazu komme noch die ganze Unwahrheit der Rede, die nur die Wirkung haben könne, in den Augen der Schüler den Redner hinsichtlich des Charakters herabzusetzen. Denn es dürfe dem Schüler nicht verschwiegen werden, daß Cicero

1) Lehrproben X, S. 12 f.

2) Auf die Gefahren, die einer besseren Ausnutzung des Unterrichts durch die Rücksicht auf die stilistische Prüfung im Wege stehen, und die Thatsache, daß man es auch anders machen kann, habe ich im 1. Heft dieser Untersuchungen, S. 11, hingewiesen. H. Schiller, die einheitliche Gestaltung u. s. w., S. 129, hat aus den veröffentlichten Arbeiten (drei Reifeprüfungs-Arbeiten sind von mir verfaßt) den Schluß gezogen, daß trotz wachsender inhaltlicher Vertiefung des Unterrichts die Ziele der lateinischen Schreibübungen nicht herabgesetzt werden mußten.

weder den Mut hatte, am 19. September in den Senat zu kommen, noch sich getraute seine Schmähschrift bekannt zu geben, so lange Antonius in bedrohlicher Nähe weilte.¹

„Ein Wort zur Schulreform“ von einem offenbar recht sachverständigen Anonymus aus den Reichslanden nimmt trotz einer sehr wesentlichen Beschränkung, die der Verf. für die lateinische Lektüre und überhaupt für den lateinischen Unterricht fordert, ein oder zwei philippische Reden zum Zwecke der Vertiefung in die alte Geschichte in den Kanon auf.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß die Lektüre der philippischen Reden bei veränderten Unterrichtszielen sich ziemlich unverändert in den Schulen erhalten hat, daß man sich dabei jedoch im allgemeinen auf die beiden ersten beschränkt. Diese sind auch allein öfters mit erklärenden Anmerkungen für die Schule herausgegeben worden. Wir haben nun zu prüfen, inwieweit sie Zweck und Ziel aller Erziehung, die auf gleichmäßigem Zusammenwirken der körperlichen, wissenschaftlichen und religiös-sittlichen Schulung und Zucht beruhende Bildung des Charakters, fördern, inwieweit dabei der Grundsatz zur Geltung kommt, daß keine Seite der Erziehung auf Kosten der anderen bevorzugt werden darf.²

Es wird nicht zulässig sein, daß man, falls in einem Gegenstande der Lektüre diese Bedingungen nicht oder nur in geringem Maße erfüllt werden, eine Beibehaltung desselben befürwortet. Das Zwecklose oder nur einseitig Zweckvolle dürfen wir ausscheiden, ohne daß die nähere Bekanntschaft mit der großen Vergangenheit, mit der die deutsche Kultur nun einmal unlöslich eng verknüpft ist, zu Schaden zu kommen braucht.³

1) Man vergleiche mit dieser Auffassung, was ich im 1. Hefte dieser Untersuchungen (p. Rosc. Am.) ausgeführt habe. Meine ketzerischen Ansichten werden also doch wohl auch von Schulmännern geteilt, die nicht unbedingt „der neuen Schule“ angehören.

2) S. Kabinettsordre Sr. Majestät des Kaisers betr. die Organisation des Kadettenkorps.

3) Daß ich, der ich seit 1882 den lateinischen Unterricht in den Primen erteile, also doch wohl meine Erfahrungen habe machen können,

Und noch ein Weiteres.¹ Zu allen Zeiten haben grofse Männer ihre Zeit, deren Anschauungen und Aufgaben erkannt und vermöge einer kraftvollen That Wandlungen, die sonst eine geraume Spanne Zeit erfordern, beschleunigt. Das wahrhaft Grofse und Edle bleibt doch ewig, es ist über Zeit und Wandel erhaben. So können auch — und das mag ein Trost für die jetzt Kleinmütigen sein, zu denen wir uns allerdings einstweilen nicht rechnen können — die Bildungsideale nicht wechseln, so müssen eben wegen der in ihnen schlummernden und immer wieder aufs neue gehobenen Kraft gewisse Bildungselemente zu allen Zeiten die Erziehung eines gebildeten Menschengeschlechts bewegen. Sprache, Thaten, die Wunder der Schöpfung, das Heimatliche sind diese Grundlagen, aus ihnen wachsen heraus, werden herausgearbeitet die ewigen Wahrheiten und Begriffe, welche wieder und wieder aufgenommen und zum Eigentum gemacht aus den starken Wurzeln eines kräftig entwickelten Familienlebens heraus das heranreifen lassen, was man einen Charakter, eine religiös geweihte, sittlich gereinigte, politisch gereifte, die Wahrheit im Leben wie in der Wissenschaft stets aufs neue suchende Persönlichkeit nennen darf. Es wird stets Auf-

nicht gegen eine Herabsetzung der lateinischen Lehrstunden auf der obersten Stufe bin, habe ich Heft I dieser „Untersuchungen“ S. 9 — 12 auseinandergesetzt.

1) Die vorstehenden Ausführungen sind mit Ausnahme von zwei Zeilen bereits im Sommer 1890 wörtlich niedergeschrieben. Eine durchgreifende Veränderung in der dienstlichen Stellung hinderte den Verf. seither, die begonnenen Untersuchungen, denen von berufener Seite unverdient reiches Lob öffentlich und nichtöffentlich zu teil wurde, fortzusetzen. Man wird es verstehen, warum der Verf. das Vorstehende im grofsen und ganzen wörtlich zum Abdruck bringt. Wäre es auch nur, um den vielen jetzt ohne Zweifel verstimmtten Kollegen wieder zu zeigen, dafs Leute, über deren Liebe für das klassische Altertum nach ihrer Stellung und ihren Arbeiten wohl kein Zweifel besteht, die Gefahren des vielfach herrschenden Lehrbetriebs und dadurch die Gefahren für das Gymnasium überhaupt längst anerkannten und an ihrem bescheidenen Teil, aber auch aus ihrer eigenen Überzeugung heraus, die erkannten Mängel zu beseitigen suchten. Ob man da, wie es neulich auf der Münchener Philologen-Versammlung geschah, das Recht hat, von einer „feigen Rückzugstaktik“ zu sprechen, lasse ich dahingestellt. Ciceronische Eloquenz verrät dieses Wort allerdings.

gabe pädagogischer und didaktischer Meister sein, darüber zu wachen, daß jene Grundlagen der Bildung in recht harmonischer Mischung sich so vereinen, daß nicht ein Element etwa das andere, wie ein allzu üppig hervorrankendes Schlinggewächs, überwuchere, verdränge, gar nicht zur Blüte kommen lasse. Erfüllen die berufenen Vertreter des Unterrichts diese Aufgabe nicht, oder (und diese Gefahr scheint näher zu liegen) scheitert ihr gutes Wollen, ihr Streben, maßvoll eine Rückbildung zu dem verlorenen Ausgangspunkt vorzunehmen, an der Lauheit und Bequemlichkeit, an falschen Vorurteilen, die einseitige Ausbildung und Beharrlichkeitssinn genährt hat, dann kann nur eine ungewöhnlich machtvolle Hand auch in der Erziehung die einzuschlagenden Wege gebietend weisen. Sind diese Wege nicht richtig, dann werden sie durch die Macht der Idee von selbst wieder verlassen werden. Denn ein jeder, mag er sich auch in einem gewissen Grade über sein Zeitalter erheben, bleibt doch darum nicht minder der Sohn seiner Zeit, mit ihr, mit den Besten dieser Zeit hängt er mit tausend, wenn auch dem blöden Auge nicht immer sichtbaren Fäden zusammen. Erweisen sich aber die jetzt kräftiger betonten Erziehungsgrundsätze als richtig, was nach der Geschichte der Pädagogik, der Erfahrung und den Gesetzen der Seelenlehre der Fall zu sein scheint, so war der einzige Weg, der zum gedeihlichen Ziele führen konnte, der, welcher bei der Berliner Konferenz gezeigt wurde; an seinem Ausbau können alle diejenigen mit Freude mitarbeiten, welche vermöge ihrer pädagogischen und litterarischen Vergangenheit frei sind von dem leichthin erhobenen Vorwurf des Byzantinismus. Aber auch jeder andere Schulmann, der es wohl meint mit dem berechtigten und festzuhaltenden Kerne des Gymnasiums, den ewig schönen Ideen des klassischen Altertums, dürfte ohne Verbitterung die Erkenntnis gewinnen, daß wir uns vielfach in einem Zustande der Halbheit befanden, daß die Bildungsziele vielfach unklar, daß die Erfolge mangelhaft waren, daß wir in größerer Anzahl mit und ohne Scharfsinn vergaßen, was wir der Gegenwart, der nationalen Eigenart und Geschichte, der Muttersprache, der guten, reinen, uns als ein köstliches Gut zum Bilden und Erziehen anvertrauten jugendlichen Seele schuldig sind.

In diesem Sinne also wird die Aufgabe, die wir uns schon im 1. Heft dieser Untersuchungen gestellt haben, vielleicht eine um so zeitgemäfsere sein. Sie gehört auch zu den Fragen, in denen der Kaiser seine innersten, programmatischen Ansichten über die Schäden unseres Schulwesens niedergelegt hat. Denn Frage 2 und 3 lauten: Ist die Ermäßigung der Lehrziele, also die Verminderung des Lehrstoffes, scharf ins Auge gefafst und wenigstens das Auszuscheidende genau festgestellt? Sind die Lehrpläne klassenweis für die einzelnen Fächer festgelegt? Nach den grofsen Gesichtspunkten, welche die beiden unermüdlichen Vorkämpfer eines erziehenden Unterrichts ohne pädagogische und philosophische oder psychologische Schulschablone, H. Schiller und O. Frick (Lehrpr. XXVII), in der Beantwortung der Kaiserfragen niedergelegt haben, wird die Arbeit von vielen Jahren und vielen Männern dazu gehören, immer noch mehr Bausteine, als schon vorliegen, zu bearbeiten und zu formen, auf dafs sie dereinst harmonisch zu einem planvoll und daher zweckmäfsig angelegten Ganzen zusammengefügt werden. Dann erst wird nach vielen Einzelarbeiten, nach vielen Versuchen in der Wirklichkeit der Schule, die Theorie eines Lehrplans dargestellt werden können.

Praktisch sollen unsere Arbeiten zeigen, dafs vieles, was einstweilen noch als notwendiger Lernstoff in den Gymnasien angesehen wird, dieses Ansehen nicht verdient und daher ohne Bedauern aufgegeben werden kann. Müssen aus hier nicht zu erörternden Gründen die dem lateinischen Unterricht gewidmeten Stunden eine erhebliche Einbufse erfahren, dann mag es wenigstens versöhnend wirken, wenn man sich zu der Erkenntnis durchgerungen hat, dafs wirklich die Schule ohne Bedauern zahlreiche Werke der römischen Litteratur im Jugendunterricht entbehren kann.¹

1) Nachträgliche Anm.: Die nun veröffentlichten neuen preufs. Lehrpläne verlangen, dafs die zu lesenden Reden in erster Linie aus sachlichen Gesichtspunkten behandelt werden. In I A soll eine gröfsere Rede Ciceros die Lektüre bilden. Durch diese Bestimmungen dürften Untersuchungen wie die vorliegenden, ein Lieblingsgedanke des leider der Pädagogik und Didaktik nunmehr entrissenen Dir. Frick, geradezu als eine Notwendigkeit erscheinen.

II. Der Inhalt der philippischen Reden.

Die Aufgabe der Philologie läßt sich wohl am umfassendsten dahin bestimmen, daß sie ein vergangenes Volksleben in allen seinen Erscheinungen und Beziehungen zu rekonstruieren hat. Diese Aufgabe ist in ihrer Bedeutung, wie nunmehr aus den Reihen namhafter Vertreter der Philologie selbst ausgesprochen wird, vielfach überschätzt worden. Man lullte sich geradezu in den bequemen Gedanken ein, eine jede wissenschaftliche oder theoretische Thätigkeit trage ihren Wert in sich selbst, die rein theoretische Arbeit wurde allein immer und wieder auf den Hochschulen als rein „wissenschaftlich“ ausgegeben und demnach auch geschätzt. Wer schüchtern einmal nach Zweck und Ziel der dunkeln Pfade frug, auf denen man sich leiten lassen oder die man auch, nach berühmten Mustern, selbst gehen zu müssen glaubte, wurde wohl als Banause, als Utilitarist, als nicht zünftig hingestellt und angesehen. Sollten wir wirklich noch einmal die Zeit erleben, wo die Philologie wieder beginnt sich auf ihre nächsten Ziele zu besinnen, das *primum* und *medium* zu erledigen, bevor sie zu dem *extremum* fortschreiten kann, dann werden wir zwar kein Allheilmittel für die Schule darin erblicken, aber das Gymnasium und die öffentliche Meinung werden dann nicht nötig haben, die philologische Universitätsarbeit, so wie sie heute vielfach getrieben wird, in allzu großem Umfang für unnütz zu erklären. Dann wird man wohl auf die wenigsten Lehrer das kräftige, aber doch wohl nicht ganz unzutreffende Wort E. M. Arndts anwenden dürfen: „Dumm ist, wer in der Welt sich nicht zurechtfinden kann“. Auch Herbarts heute noch vielfach berechtigte Klage aus dem Jahre 1829,¹ die Leiter und Lehrer der Gymnasien seien Philologen, aber nicht Pädagogen, wird wenigstens in dem früheren Umfange verschwinden müssen. Die heutige philologische Schriftstellerei, die „sich dem Blicke des Unbeteiligten (doch wohl auch des Beteiligten) darstellt als eine mehr oder weniger umständliche Beschäftigung mit un-

1) In dem „Gutachten zur Abhilfe für die Mängel der Gymnasien und Bürgerschulen“, Pädag. Werke II, 143 ff.

bedeutenden Dingen“, hat „das Unterscheidungsvermögen in Bezug auf Wichtiges und Unwichtiges beeinträchtigt“. ¹ Sie hat gelehrt, wie man Wörter und Konstruktionen „zählt“, wie man mit einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit, den aber ein zweiter und dritter wieder verwirft, fehlerhafte Stellen der alten Überlieferung „herstellt“, aber sie hat den Studenten verlernen lassen — wenn er es je einmal gut geschaut hatte —, Thatsachen zu erfassen, die Dinge auf ihren allgemeinen Wert hin anzusehen, den auch für andere wirkungsvollen Geist aus den Denkmälern des Altertums herauszuheben. ²

Versuchen wir zunächst, der im Eingang bezeichneten Aufgabe der Philologie, zu rekonstruieren, in unserer Weise gerecht zu werden, mit dem Ziele, das rekonstruierte Leben der Vergangenheit auf seine Beziehungen zur Gegenwart zu prüfen.

Die Zeit, in welche uns die philippischen Reden führen, ist die der Verwirrung im politischen und häuslichen Leben. Das alte Gebäude der republikanischen, aber nicht demokratischen Staatsform ist zu einer Ruine geworden, welche nur wenig Schutz und Raum mehr bietet. Die alten Machthaber, die Anhänger der Senatspartei, machen verzweifelte Anstrengungen mit viel Verblendung, viel Eigennutz, um das drohende Verderben abzuwenden. In ihrer Kurzsichtigkeit verkennen sie die eigene Schuld und die Naturnotwendigkeit ihres Sturzes. Zielloos, aber rastlos wüten sie, schmollen sie, hoffen sie. Es ist der Kampf einer drohenden, sichtbar in die Verhältnisse hineinragenden faktischen Monarchie, ja fast

1) So A. Philippi in der Rektoratsrede: „Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht“. Gießen 1890. So dankbar wir die vielfach das Rechte treffenden, freimütigen Bemerkungen über offenkundige Mängel des philologischen Universitätsunterrichts hinnehmen, die auch H. Schiller in seiner grundlegenden Schrift: Pädagogische Seminarien für das höhere Lehramt, öfters kennzeichnet, müssen wir doch hervorheben, daß Philippi das Wesen der Pädagogik, die in ihrem Besten keine Schablone, sondern schöpferische Arbeit (s. u. A. Frick, Lehrpr. XXV, 1 ff.) erzeugen soll und erzeugt hat, mindestens mißversteht.

2) Schon Ernesti sprach bekanntlich von dem *stupor paedagogicus*.

Dynastie gegen die Oligarchie. Es ist die Zeit des Absterbens der alten, als unzulänglich befundenen Verhältnisse. Zu keinen Zeiten hat ein solcher Vorgang ohne gewaltsame Zuckungen, ohne heftigen Todeskampf stattgefunden. In solchen Zeiten und Verhältnissen, namentlich bei einer hochgradig gesteigerten Kultur treten die edlen, gottähnlichen Eigenschaften zurück, sie werden erstickt von der Bestie im Menschen.

Dieser Gesamteindruck wird im einzelnen noch verschärft. Die römische senatsfreundliche Überlieferung wufste von jeher jeden, der in Geschichte und Sage an dem kapitalistischen Regierungsmonopol Milderungen zu Gunsten der wirtschaftlich Schwachen mit gut und schlecht gewählten Mitteln einzuführen suchte, in den Verdacht zu bringen und den Verdacht auf die Nachwelt zu überliefern, er wolle durch einen Staatsstreich die Republik stürzen und sich die traditionell verhaßte Königskrone aufsetzen. Deshalb nennt Cic. Phil. II, 87¹ in einer Reihe mit dem Tarquinius die Volksfreunde der älteren Zeit: *Ideone L. Tarquinius exactus, Sp. Cassius, Sp. Maelius, M. Manlius (M. Manlii scelus I, 33) necati, ut multis post saeculis a M. Antonio, quod fas non est, rex Romae constitueretur?* Die im Inneren morscher werdenden Zustände brachten es mit sich, daß im letzten Jahrhundert vor Chr. diejenigen Männer in rascherer Folge erstanden, welche durch Anhäufung großer Machtfülle, mit und ohne Genehmigung des Senats, als Vorläufer der Monarchie erscheinen können. Ihre Reihe ist mit Ciceros bezeichnenden Prädikaten: *Cinna nimis potens (I, 34 Cinnae dominatus), Sulla postea dominans, Caesar regnans II, 108.* (Ebenso V, 17). Daß vor allem auch Pompeius dazu gehört, darf und will Cicero nicht erkennen. Denn wesentlich mit des letzteren Mitwirkung, trotz abmahnender Stimmen weiter blickender Partei- und Standesgenossen war jener thatsächlich Monarch zur See und in Asien geworden. Ebensowenig konnte ihm klar werden, daß auch der Kampf zwischen Cäsar und Pompeius, der ja auch 52

1) Der Kürze halber werde ich nur nach Paragraphen, nicht auch nach Kapiteln citieren.

consul sine collega war, nicht ein Kampf um politische Grundsätze und Formen, sondern nur ein Kampf um die Frage war, wer von beiden Roms Geschicke zu lenken habe. Cäsars endgültiger Sieg (II, 64 ff.) setzte an die Stelle des durch die rasch aufeinander folgenden außerordentlichen Gewalten längst geschwächten Senatsregiments die tatsächliche Militärmonarchie, eine Wiederherstellung des Königtums ohne den Namen. Die eigentümliche Erscheinung der römischen Republik bestand darin, daß der Senat das einzige Regierungsorgan war, das wenn auch nicht staatsrechtlich, so doch faktisch allmählich und traditionell die ganze Staatsleitung in die Hand bekommen hatte. Deshalb rühmt Cic. II, 11 von seinem eigenen Konsulate: *Qui consulatus verbo meus, patres conscripti, re vester fuit. Quid enim ego constitui, quid gessi, quid ego nisi ex huius ordinis consilio auctoritate sententia?* Dies Idealregiment Ciceros und seiner Freunde war jetzt verschwunden. Gleich der Eingang Phil. I, 1 weist auf die Rückbildung unter Cäsar hin: *ego quum sperarem aliquando ad vestrum consilium auctoritatemque rem publicam esse revocatam.* I, 3 heißt es von Cäsars Regierungsform: *dictatura quae iam vim regiae potestatis obsederat:*¹ *regnare, regnum* sind ja die gewohnten Ausdrücke in Ciceros Schriften, welche gebraucht werden, wenn der Haß des Senates gegen die freier Denkenden, in ihren Mitteln allerdings meist Fehlgehenden geweckt, geschürt und erhalten werden sollte. Und doch war Caesar eine eminent aufbauende Natur. Es gilt von ihm durchaus, was Th. Carlyle² gesagt hat: „Dürfen wir nicht auch sagen, daß, während so viele unserer späteren Helden mehr als revolutionäre Leute gewirkt haben, nichtsdestoweniger jeder große Mensch, jeder echte Mensch, seiner Natur nach ein Sohn der Ordnung, nicht der Unordnung ist?“ Der Senat hatte Cäsar die höchste Machtfülle selbst gegeben, er hatte auch früher schon mit großer Mehrheit außergewöhnliche Gewalten geschaffen, allein

1) *possederat* liest Hirschfelder besser.

2) Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte (deutsch von Neuberg) S. 360.

er nannte die Hintansetzung, die er sich selbst geschaffen, doch *servitus* und schob die Schuld auf die Furcht, die alle beherrscht hätte: II, 64. Es war die Zeit des Schmollens, der ohnmächtigen Wut gegen den mächtigen Geist, der eine neue Geschichte zu schaffen schien und bereits Roms Ruhm in die fernsten Länder getragen hatte. Wie so viel später Cromwell, so hatte auch Cäsar stark und dreist alles doktrinäre Formelwesen, das in der römischen Senats-Republik eine so große Rolle spielte, verachtet. Für die logische Oberflächlichkeit der in ihrem bequemen und einträglichen Besitz bedrohten Senatoren war aber das starre Festhalten an den alten und veralteten Formen bei Wahlen und Staatswohlthaten, oder hinsichtlich der Amtsdauer in der Provinz und im Felde (II, 24 u. sonst), der Anker, an den sie sich so lange anklammerten, bis sie mit ihrem System völlig Schiffbruch gelitten hatten. Die Beschuldigungen, die Cicero gegen Cäsars politisches Regiment vorbringt, sind fast nur allgemeiner Art, sie wenden sich immer nur gegen Akte der kraftvollen Persönlichkeit, die aus sich heraus entscheidet, ohne lange zu fragen. Dafs alle großen, selbständigen Naturen, alle Helden so gehandelt haben gegenüber der Geschwätzigkeit parlamentarischer Körperschaften, darf man wohl nunmehr als eine zwar nicht unbestrittene, aber doch unbestreitbare Thatsache annehmen.

Dafs Cäsar in der ihm zugebilligten Machtvollkommenheit als Diktator noch nach höheren äufseren Zeichen seiner Stellung gestrebt habe, erscheint unwahrscheinlich. Es kommt die historisch wohl merkwürdigste Stelle in den philippischen Reden II, 84 — 87 über die Vorgänge an dem Luperkalienfeste in Betracht. Antonius bot (*meditatum et cogitatum scelus* II, 85) Cäsar das Diadem an. Dieser wies es unter dem Beifall der Menge zurück. Nach Cicero wollte Cäsar oder Antonius das Volk versuchen, ob es auch das ausgesprochene Königtum ertragen werde. Es ist aber längst aus dem ganzen Zusammenhang heraus dargelegt¹, dafs Cäsar nicht wohl

1) Zuletzt auf der 38. Versammlung deutscher Phil. und Schulmänner. S. Verhandlungen derselben, S. 19 f.

beabsichtigt haben kann, sich zum Könige ernennen zu lassen. Er wollte wohl in feierlichster, öffentlichster Form ein Gerücht, das ihm schadete, und das ihn ja auch zu Falle bringen sollte, aus der Welt schaffen.

Irregeleiteter Edelsinn, der für die vermeintliche Freiheit und Ehre des Namens die besten Gefühle opfert, gekränkte Eitelkeit und dadurch hervorgerufener politischer Haß, persönliche Feindschaft verbinden sich zu dem politischen Mord, dessen Verteidiger ja zu keinen Zeiten — ein Beweis für die zu keinen Zeiten allgemein anerkannten Gesetze der Sittlichkeit — gefehlt haben. Nach Cicero II, 25 ff. waren es freilich nur edle Römer, deren Namen und Ehre sie merkwürdigerweise allzu lange von einer so herrlichen That zurückgehalten habe. Denn *omnes boni, quantum in ipsis fuit, Caesarem occiderunt. Aliis consilium, aliis animus, aliis occasio defuit: voluntas nemini: II, 29.* In ähnlicher Weise wird die That überall bei Cicero gepriesen, die Mörder sind die *auctores, vindices libertatis*. Das überschwengliche Lob, das den Verschwörern von diesem ihrem Wortführer zu teil wird, soll das mangelnde Verständnis des Volkes und später dessen starke Abneigung gegen jene verdecken. Trotz aller eingebildeten, künstlich durch Claque hervorgerufenen oder rein erdichteten Beifallsäufserungen, wie sie Cicero z. B. I, 36 f. als Beweis für die Brutus freundliche Stimmung in Rom anführt, war das Volk, wie die Thatsachen unwiderleglich darthun, ohne Verständnis für die Güter der Freiheit, mit denen es auf einmal beschenkt sein sollte. Cäsar war dem Volke, wie es natürlich ist, ein Beschützer gewesen gegen die Bedrückungen des Beamtenadels, ein Wohlthäter in der Not, ein Führer im Kampf und ein Fürsorger für das Alter. Wo nicht die Überzeugung des Herzens für ihn sprach, besorgte das übrige die geschickte Leichenrede des Antonius, II, 90 f. Die Verschworenen hatten ihr Ziel, Cäsars Leib, getroffen, aber die erhoffte Anerkennung der That blieb völlig aus. Sie mußten sich zunächst verstecken und dann zu ihrer Sicherheit Rom verlassen, wie Cicero I, 6 klagt: *patriae liberatores urbe carebant ea cuius a cervicibus iugum servile deiecerant.*

Die geplante Reaktion hatte vollständiges Fiasco gemacht und hat dadurch die völlige politische Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit aller ihrer Träger für alle Zeiten offenbart. Der Mann, der, wie II, 55 geklagt wird, *omnia perfecit, quae senatus salva republica ne fieri possent perfecerat*, hatte als Cäsars Vertrauter zu sehr hinter die Coulissen geschaut, um bei seinem Ehrgeiz nicht hoffen zu können, selbst seines Meisters Werk zu vollenden. Die Zeit war auch nicht dazu angethan, um große sittliche Bedenken aufkommen zu lassen, abgesehen davon, daß die Person des Antonius am wenigsten eine derartige Redlichkeit des Denkens erwarten ließ. Von anderen Dingen hier nicht zu reden, waren die religiösen Gebräuche, deren Wert im allgemeinen ebensowenig gering angeschlagen werden darf, wie der äußerer Gebräuche mit symbolischer Bedeutung überhaupt, derart durch Mißbrauch in Verruf gekommen, daß Antonius schon vorher ganz offen sagen konnte, gegebenenfalls werde er durch Auspizien des von Cäsar ihm zum Amtsgenossen bestimmten Dolabella Wahl zu verhindern suchen: II, 81 — 84. Es ist bezeichnend, daß in allen großen politischen Krisen, welche durch soziale Mißstände hervorgerufen werden, mit allem Überlieferten auch der naiv-fromme Glaube in weiteren Kreisen erschüttert wird. Horaz hat ja später in einer seiner herrlichen Römeroden in diesem Schwinden des alten Glaubens eine Hauptquelle für Roms Niedergang auch auf dem Gebiete der äußeren Politik gesucht und gefunden.

Wie also Antonius schon früher *contra senatus auctoritatem, contra rem publicam et religiones* II, 48 ungestraft hatte handeln können, so auch jetzt. Gesetze galten ja schon lange nicht mehr. Es war damit, wie Tacitus Ann. I, 2 treffend zusammenfassend sagt: *invalido legum auxilio, quae vi, ambitu, postremo pecunia turbabantur*. So wie ohne Zweifel Cicero früher seinen Maßregeln durch Aufbietung einer bewaffneten Macht Nachdruck verliehen hatte (II, 16: *ausus es . . . clivum Capitolinum dicere me consule plenum servorum armatorum fuisse*), so hat auch Antonius, wie ihm fast auf jeder Seite vorgeworfen wird, Gewalt niemals gescheut. Also an Stelle der Gesetze ist Gewalt und Will-

kür, Unsicherheit der Person und des Eigentums getreten. Vgl. namentlich II, 4. 6. 21. 40. 50. Es darf ausgesprochen werden, daß damit die Zeit, in der wir uns befinden, ein gut Stück des eigentlich römischen Wesens aufgegeben hatte. Denn es ist bekannt, wie sehr der römische Geist eine vorwiegende Richtung auf das Recht hatte. Treffend sagt v. Jhering in seinem Buch über den Geist des römischen Rechts: „Nicht das stellten die Römer zu oberst, daß kein Volk so weise Gesetze, so erprobte Einrichtungen besitze, kein Volk es in der Erkenntnis des Rechts so weit gebracht wie sie; höher stand ihnen der Ruhm, daß nirgends das Recht die hohe Achtung, die rücksichtslose Anerkennung, die Sicherheit der unverbrüchlichen Verwirklichung finde, wie in Rom. Diese moralische Achtung vor dem Recht, die bereitwillige Unterordnung des Römers unter die Satzungen des Rechts, die Gerechtigkeitsliebe des Volkes, der Abscheu desselben vor Rechtsverletzungen, das Gefühl der Sicherheit, das in Rom das Recht verlieh, das Vertrauen auf den Sieg desselben, kurz der gesunde kräftige männliche Rechtssinn, das war es, was den Römer mit Stolz erfüllte.“ Es herrscht jetzt statt des Rechts *gladiatorum impunitas* I, 27. Die alten Soldaten Cäsars, die noch nicht versorgt sind, bilden ja von Haus aus eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit.

Also die Zeit selbst brachte es mit sich, daß an Stelle des getöteten faktischen Monarchen ein zweiter sofort erstand. Er hatte die Macht, nahm sich das fehlende Geld, hatte Soldaten und Ansehen. Zuerst setzt er eine Maske auf, so lange er noch nicht ahnen kann, daß der Senat und die Verschwörer gar so kurzsichtig sind. Sie lassen sich täuschen: *praeclara tum oratio M. Antonii, egregia etiam voluntas*, I, 2. Allein: *Kalendis Juniis mutata omnia* I, 6. Es liegt ja vielleicht, wie ein großer Denker¹ gesagt hat, im Wesen parlamentarischer Körperschaften, zu denen man doch in gewisser Beziehung auch den Senat rechnen kann, daß sie selten die rechte Antwort zu stande bringen, sondern im ganzen nichts leisten, als schwatzen und schwatzen. Allein selbst das ge-

1) Th. Carlyle a. a. O., S. 411.

schah hier anfangs nur versteckt. Der große Wortführer Cicero versucht es zuerst mit Ermahnungen und Schönredereien. Dies zeigt seine ganze erste philippische Rede. Darauf antwortet Antonius im Gefühl, daß er nichts mehr zu verbergen hat und zu verbergen braucht, grob, drohend, herrisch. Cicero wagt weder diese Rede mit anzuhören noch offen aufzutreten. (Den Zustand, den Antonius herbeigeführt hat, bezeichnet Cicero IV, 3: *quum servitute preme-remur, in dies malum cresceret, praesidii nihil haberemus*). Er schreibt, maßloser allerdings wie je, das Muster einer persönlichen Gehässigkeiten breittretenden Schmähschrift. Erst als Antonius die Stadt verlassen hat, findet er den Mut zu mannhaftem Auftreten und thut sein Bestes, um gegen den politischen und nun auch persönlichen Todfeind Stimmung zu machen und Heere zu rüsten. Er kämpft wie der Senat um die Existenz und klammert sich, wie früher, an jeden Hoffnungsschimmer. Denn dem Senat fehlt es an einem Heer, dem Rumpf an einem Haupt. Der junge Mann, von dem er wenigstens das Heer erwartet und zunächst auch erhält, erscheint ihm trotz Jugend und Namen, trotzdem, daß Natur und Absicht ihn zu seinem geborenen Feind machen mußte, als Retter in der Not. Es genügt dem Senat, daß er ein Gegner des Antonius ist, weil dieser ihm das Erbe vorweggenommen hat; so z. B. III, 3: *C. Caesar adolescens, paene potius puer, incredibili ac divina quadam mente atque virtute*; III, 7: *clarissimus adolescens atque omnium praestantissimus*. Ja die Sicherheit, mit der vorher von Cäsars Streben nach der Königskrone gesprochen wurde, ist jetzt schon absichtlich oder unabsichtlich vergessen. Sonst könnte es nicht heißen III, 12: *esset enim ipsi (Antonio) certe statim serviendum, si Caesar ab eo regni insignia accipere voluisset*. Noch überschwenglicher, der veränderten Zuhörerschaft, dem cäsarfreundlichen Volk gegenüber, heißt es IV, 3: *laudo, laudo vos, Quirites, quum gratissimis animis prosequimini nomen clarissimi adulescentis, vel pueri potius. Sunt enim facta immortalitatis Nihil ex omnium saeculorum memoria tale cognovi*. Denn sie glauben von diesem Jüngling: *nihil egit aliud nisi ut aliquando liberi essemus*. Aber das Interessanteste, das am meisten

Typische für die inkonsequente Haltlosigkeit, die in solchen Zeiten alle die erfalst, die keine Männer sind, zeigt der verfassungswidrige Antrag, den diejenige Partei, welche Cäsars angebliche Verfassungsverletzungen mit dem Tode bestrafte, nun zu Gunsten seines Sohnes stellte. Ich schreibe ihn aus II, 45 f.: *demus igitur imperium Caesari, sine quo res militaris administrari, teneri exercitus, bellum geri non potest. Sit pro praetore eo iure quo qui optimo. Qui honos quamquam est magnus illa aetate, tamen ad necessitatem rerum gerendarum, non solum ad dignitatem valet Quod C. Caesar, Gai filius, pontifex, pro praetore, summo rei publicae tempore milites veteranos ad libertatem populi Romani cohortatus sit eosque conscripserit, quodque legio Martia atque quarta summo studio optimoque in rem publicam consensu C. Caesare duce et auctore rem publicam, libertatem populi Romani defendant defenderint, et quod C. Caesar pro praetore Galliae provinciae cum exercitu subsidio profectus sit, equites, sagittarios, elephantos in suam populique Romani potestatem redegerit difficillimoque rei publicae tempore saluti dignitatique populi Romani subvenerit, ob eas causas senatui placere, C. Caesarem, Gai filium, pontificem, pro praetore, senatorem esse sententiamque loco praetorio dicere: eiusque rationem, quemcumque magistratum petet, ita haberi, ut haberi per leges liceret, si anno superiore quaestor fuisset. Quid est enim, p. c., cur eum non quam primum amplissimos honores capere cupiamus? Legibus enim annalibus quum grandiore aetate ac consulatum constituebant, adolescentiae temeritatem verebantur: C. Caesar ineunte aetate docuit ab excellenti eximiaque virtute progressum aetatis expectari non oportere.*

Also all das Formelwesen der römischen Republik, das seither dem Senat so hoch stand, wurde jetzt als unzeitgemäß beiseite geschoben. Es war nicht Heldenverehrung, was dem jungen Octavian entgegengebracht wurde, es war die Angst, welche über die Grundsätze, über die Verfassung trat. *Caesar fertur in caelum, qui contra te (Antonium) exercitum comparavit* IV, 6. Freilich fehlt es da nicht an sophistischen Schlüssen, durch welche die Besonnenheit niedergehalten und der auf Menschenkenntnis gegründete weitere

Blick verdunkelt werden soll. Jetzt giebt es plötzlich wieder Beispiele von Verfassungsübertretungen in der Geschichte, wonach außerordentlichen Menschen auch außergewöhnliche Machtbefugnisse zuerkannt werden sollen. Nur bei Cäsar hatte man dies vergessen wollen. Jetzt heisst es gegen die Besonnenen, sie beneideten nur das junge aufgehende Gestirn, und um so elender erscheint das Verhalten des Senats, weil ihr Wortführer, der die Gesetze der menschlichen Natur unzähligemal in der Theorie dargestellt, namentlich in seiner Pflichtenlehre ganz richtig den Gedanken durchgeführt hat, das Bewußtsein allzugroßer Machtfülle bringe den Menschen zu Fall, nun alles daran setzt, um das, was sonst galt, in dem besonderen Fall als nicht gültig hinzustellen. *Nam quod ii, qui Caesari invident, simulant se timere, ne verendum quidem est, ut tenere se possit, ut moderari, re honoribus nostris elatus intemperantius suis opibus utatur* V, 48.

Wenn wir dieser Zeit, soweit das Verhalten der Senatspartei in Betracht kommt, neben dem Vorwurf der Unbesonnenheit und Kurzsichtigkeit auch noch den der politischen Charakterlosigkeit machen, so dürfte schon das naturgemäße nur skizzenhaft wiedergegebene diese Bezeichnung rechtfertigen. Es ist, als ob jeder dächte: *Après nous le déluge!*

Und nun wiederholt sich das Gebaren der Parlamente, der Regierungen, welche einer Einheit, eines durch die Monarchie bedingten geschlossenen Vorgehens entbehren. Die einen wollen immer noch die äußersten Konsequenzen meiden. Ehe sie los schlagen gegen Antonius, wird verhandelt, immer noch gehofft und gezögert. Endlich unter der rastlosen Thätigkeit Ciceros betreibt man den Krieg. Zwei unnatürliche Verbündete, der Senat, der Cäsar erschlagen, und der Sohn des Erschlagenen, der große Pläne hegt, ziehen, durch den Trieb der Selbsterhaltung und durch Ehrgeiz miteinander äußerlich verbunden, gegen den, welcher ihnen in verschiedener Weise im Wege steht. Sie schlagen ihn. Treue, Fahneneid, Verfassung sind dabei vage Begriffe. Der junge Mann, der für immer der römischen Republik ein Ende machen sollte, erhält von derselben römischen Republik zum Dank den

Titel *imperator*, unter dem er später die ganze militärische Machtfülle für immer vereinigt: *vicit dolorem aliquem domesticum patriae caritate*, so erklärt Cicero XIV, 4 den unnatürlichen Bund.

Ein Rückblick auf die skizzierten politischen Zeitverhältnisse zeigt uns Anarchie in allen staatlichen Dingen, Kopflosigkeit, politisches Freibeutertum, Charakterlosigkeit. Nicht eine einzige Eigenschaft tritt zu Tage, welche einen Staat erhält, nur ein sinkendes Staatswesen, das faul ist bis ins Mark hinein, tritt uns entgegen. Von wirklicher, selbstloser Vaterlandsliebe, von Begeisterung keine Spur, ein Kampf der Personen und Parteien. Es ist vor kurzem von einem feinsinnigen Denker¹ ausgesprochen worden, daß, wenn man von dem Charakter einer bestimmten Zeit spricht, man nicht vergessen möge, wie in jeder Periode zugleich der Inhalt der vorhergehenden und auch derjenige der kommenden enthalten sei. Zuweilen kommt es vor, daß die Mächte der Vergangenheit, starr und trotzig sich am Leben erhaltend, und die der Zukunft, ungestüm ins Leben dringend, zu furchtbarem Stosse zusammentreffen. Allerdings! Allein es mag hier schon hervorgehoben werden, daß die neue, bessere Zeit, welche für Rom anbricht, vorläufig noch ganz in den Hintergrund tritt, daß wir den Ausblick in eine geordnetere Gestaltung in Ciceros Darstellung der Zeitverhältnisse noch völlig vermissen. Ebensowenig aber sind deutliche Spuren der großen römischen Vergangenheit, des typischen Römertums erkennbar. Wir sehen nur die Wirren einer Revolution, wo heute der und morgen jener obenauf ist. Wir sehen wohl, wie alles zusammenstürzt, nicht aber, wie es aufgebaut wird oder aufgebaut werden kann. Es ist nicht eine Zeit von Helden, sondern von Abenteurern auf der einen, weinerlichen Gefühls- und Interessenpolitikern auf der anderen Seite.

Den äußeren und staatlichen Zuständen und ihrer Fäulnis entsprechen die inneren und privaten Verhältnisse, welche uns

1) W. Münch, Tagebuchblätter — Eindrücke und Gedanken in loser Aufzeichnung. Berlin 1891. S. 65.

in den philippischen Reden als in den maßgebenden Schichten herrschend vor Augen treten. Mag man auch einen sehr großen Teil der Ciceronianischen Schmähungen gegen den politischen Feind auf Rechnung eines maßlosen Hasses setzen und sie für übertrieben halten: schon die Thatsache, daß manche Vorwürfe nur gemacht werden können, enthält genug Grund, um diese Zeit der größten Sittenlosigkeit anzuklagen.

Man mag das römische Heidentum vom strenggläubigen christlichen Standpunkte für überhaupt jedes religiösen Gefühls bar halten — was ohne Zweifel ungerecht wäre —, so viel wird man zugestehen müssen, daß in der strengen Festhaltung an dem überlieferten Glauben, an den Formeln und Formen, wie sie uns aus Livius, Tacitus und Horaz berichtet werden, und wie sie überall verbürgt sind, bei aller Inferiorität der Auffassung, bei aller Äußerlichkeit immerhin der Keim lag zu etwas Besserem, Höherem, und daß dieses religiöse Gefühl namentlich in der Masse des Volkes seine guten Früchte getragen hat. Es ist ja bekannt, daß Augustus gerade durch Erneuerung der alten religiösen Gebräuche, so viel an ihm lag, der Unsittlichkeit einen Damm entgegenzusetzen suchte. Oben ist schon darauf hingewiesen, daß die religiöse Bedeutung der Auspizien und des Augurats gar nicht mehr vorhanden war. Dies beweist die Thatsache, daß Cicero I, 31 den offenbar von Antonius mit den Wahl-Auspizien getriebenen Schwindel ohne weiteres entschuldigt, sobald er glaubt, daraus Nutzen zu ziehen: *quum collegam tuum depositis inimicitis oblitus auspiciorum a te ipso augure populi Romani nuntiatorum illo primum die collegam tibi esse voluisti* I, 31. Später urteilt er freilich anders; allein wie konnte ein solches Urteil, wie wir es eben gehört, möglich sein, wenn nicht das Bewußtsein von der unwillkürlichen und unbewußten Bedeutung der religiösen Gebräuche allgemein geschwunden gewesen wäre? Die Religion war eben nur Farce, die beliebig benutzt wurde. Das zeigt als Gegenstück I, 13, wo sich Cicero sehr dagegen verwahrt, daß man dem toten Cäsar Ehren erweise, wie sie nur Göttern zukämen. Dort befürchtet er, es möge durch den Zorn der beleidigten Himmlischen den Staat alles mög-

liche Unheil treffen. Das will er nie mitverschulden: *Ego vero eam sententiam dixissem, ut me adversus populum Romanum, si qui accidisset gravior reipublicae casus, si bellum, si morbus, si fames, facile possem defendere . . . Sed hoc ignoscant di immortales velim.* Und dann die Verurteilung des Antonius, weil er sich über die Auspizien hinwegsetzte II, 102. 103: *omni auspicio iure turbato, perturbatio religionum.* Denn *cum tua quid interest, nulla auspicia sunt, cum tuorum, tum fis religiosus.* So zeigt es sich, daß auch hier die Zeit des naiv-gläubigen und deshalb ehrenhaften Römertums nicht mehr ist.

Will man annehmen, daß, wie die römische Religion überhaupt, so auch ihre Vernachlässigung und ihr Mißbrauch schließlich etwas Äußerliches sei, dem man eine tiefere Bedeutung nicht beizumessen habe, so wird man sich doch dem Eindruck nicht entziehen können, daß auf dem Gebiete der Schamhaftigkeit nach den Schilderungen der Philippicae ein nicht mehr zu überschreitendes Maß von Schamlosigkeit erreicht ist. Es kann nicht unsere Sache sein, die Unsauberkeiten namentlich der zweiten Rede im einzelnen aufzudecken. Es übersteigt aber doch den Höhepunkt einer mit hochgesteigerten Kulturen oft unzertrennlich verbundenen Unsittlichkeit, wenn Cicero II, 99 dem Antonius vorwerfen kann: *Frequentissimo senatu Kalendis Januariis sedente patruo hanc tibi esse cum Dolabella causam odii dicere ausus es, quod ab eo sorori et uxori tuae stuprum esse oblatum comperisses.* Daß solche Dinge öffentlich im Senat zur Sprache kamen, ist doch das Zeichen einer sittlich völlig verdorbenen Zeit. Ob es, wie Cicero a. a. O. bezweifelt, wahr war oder falsch, thut nichts zur Sache. Und neben zahlreichen Beispielen von Ehebruch und Ausschweifungen mit liederlichen Frauenzimmern in der rohesten Form laufen die unnatürlichsten Formen sexueller Verirrungen einher. Welchen Wust von Sittenverderbnis muß eine Zeit gezeugt haben, in der man nur diese Dinge denken, geschweige denn vorbringen kann, wie II, 44 f.: *Sumpsisti virilem, quam statim muliebrem togam reddidisti. Primo vulgare scortum; certa flagitii merces nec ea parva, sed cito Curio intervenit, qui te a meretricio*

quaestu abduxit et, tamquam stolam dedisset, in matrimonio stabili et certo collocavit. Nemo unquam puer emptus libidinis causa tam fuit in domini potestate quam tu in Curionis.... cum te tamen nocte socia, hortante libidine, cogente mercede per tegulas demitterere. Daß ein höherer Beamter ganz offen seine Maitresse auf offiziellen Reisen mit sich führte und sie von den Munizipalvertretern feierlichst begrüßen liefs (II, 58), klingt dagegen noch verhältnismäßig harmlos.

Selbstverständlich muß, wo derartiges vorkommt, das Ehe- und Familienleben überhaupt von Haus aus schon durchseucht sein. Es ist bezeichnend für die offenbar allgemein mangelhafte Erziehung, was II, 44 f. von den scheußlichen Vorgängen in der Jugend des Antonius berichtet wird. Ebenso ist bekannt, daß die Leichtigkeit der Ehescheidung, stets ein Zeichen der Korruption, mehr Wirkung wie Ursache, nicht bloß bei Antonius sich geltend machte. Die verderblichen Folgen für die Kinder hat ja Horaz mit großer Anschaulichkeit und sittlichem Pathos geschildert. Denn von irgend einer erzieherischen Einwirkung des Unterrichts war nie die Rede. Das einzige Ziel derselben zeigt Cicero II, 44, wenn auch in ironischer Weise. Es handelte sich nur um die Deklamation, d. h. die Phrasenmacherei, die der Rhetor beizubringen hatte, und die die Wahrhaftigkeit niemals gefördert hat. Eine wesentliche Begünstigung dieses von Haus aus liederlichen Lebens, des Ehebruchs bei Mann und Frau, boten die Schauspiele und ihre Mitglieder. So ist es eine *mima* oder *mimula*, die Antonius als Maitresse mit sich führt: II, 58. 61.

Hand in Hand mit einer wahnwitzigen Verschwendung,¹ die ja schon durch das ausschweifende Leben der jungen Herren bedingt war, geht eine oft bis zum Bankerott gediehene außerordentliche Verschuldung in den Kreisen der vornehmen Welt, nur zu oft die Quelle der sozialen Revolutionen. Die Spiele, welche

1) Die Reisen des Antonius, die in der zweiten Rede geschildert werden, mit ihrem ungeheuren Troß, den löwenbespannten Wagen, der Menge von Goldgefäßen erinnern in Prunk und übertriebener Pracht bereits an orientalische Gewohnheiten.

mit besonderer Pracht Brutus als Stadtprator einrichtete, um durch diese Pracht und mit Zuhilfenahme eines aktuellen Stückes den Versuch zu machen, die Volksgunst wiederzugewinnen I, 36, haben ihn ruiniert. Als Cäsar ermordet wurde, war Antonius so über die Ohren verschuldet, daß ihn nur das Erbe seines Meisters, das ihm dessen Gattin leichtgläubig anvertraute, von dem völligen Bankerott errettete: I, 17. II, 35 und sonst. Dieser Diebstahl entzweite Antonius und seinen nach menschlichen Begriffen Verbündeten, Octavian, von vornherein. Des Antonius Vater war schon ein Bankerotteur: II, 44. Cäsars und später Augustus' Vorgehen in dieser Beziehung beweist, wie schwer dieser Übelstand empfunden wurde.

Das Laster der Erbschleicherei konnte bekanntlich, wie wir namentlich aus Horaz wissen, durch keine Gesetze ganz aus der Welt geschafft werden. Allein während es in der Litteratur sonst nur vereinzelt zur Sprache kommt, sind die beiden ersten philippischen Reden angefüllt davon. Ja, das Auftreten des Antonius und sein Konflikt mit Octavian beruht gerade auf einem solchen, offenbar weit verbreiteten Angriff gegen das Eigentum, und die Reihe von früheren Fällen von Erbschleicherei, welche die zweite Rede enthält (z. B. II, 62), wäre unmöglich gewesen, wenn nicht Gesetz und öffentliche Meinung ohnmächtig dagegen gewesen wären. Denn bei all diesen Vergehen — dies ist doch, falls man meine Aufstellungen als zu sehr verallgemeinernd ansehen sollte, festzuhalten — stieg Antonius bis zu der höchsten Staffel der Beamtenlaufbahn.

Es hängt mit den politischen Verhältnissen eng zusammen, daß fremdes Eigentum gar nicht geachtet wurde, daß ebenso Bestechlichkeit und Veruntreuungen wie offene gewaltsame Besitzergreifung nicht seltene Erscheinungen waren. Beispiele gleich im Anfang der zweiten Rede, dann II, 57. 62. 103 und häufig.

Zusammenfassung: Das Privatleben dieser Zeit zeigt den politischen Verhältnissen verwandte Züge. Wenn Cicero dagegen eifert, so muß festgehalten werden, daß er dies doch erst that, als er persönlich angegriffen war. Selbstverständlich gab es

auch moralisch bessere Erscheinungen in dem damaligen alten Rom. Allein es wird uns durch die gleichzeitige und spätere Litteratur bestätigt, daß dieser Mangel an Gefühl für die verschiedenen menschlichen Pflichten fast allgemein vorhanden war. Erst zur Zeit des Augustus bietet die Litteratur wieder — und das ist bezeichnend — Bilder und Züge alter Frömmigkeit, Redlichkeit und Anständigkeit, freilich oft nur als Ideale, denen nachgestrebt werden sollte. Allein sie sind doch da, sind Erscheinungen, bei denen unser Auge gern verweilt, und zeigen wenigstens da das rechte Streben nach Vervollkommnung, wo die Wirklichkeit im großen und ganzen sich weniger günstig gestaltete.

Die bedeutendsten **Persönlichkeiten**, deren Thaten und Gesinnungen Gegenstand der philippischen Reden sind, sind Cicero und Antonius. Daneben wird in Betracht gezogen werden müssen Cäsar, Octavian, Senat und Volk. Versuchen wir uns das Bild zu rekonstruieren, das die Reden selbst widerspiegeln.

1) Cicero.

In einem bei allen Verstiegheiten und Unklarheiten doch an guten Gedanken, die man allerdings besser Gedankensplitter nennen könnte, reichen Buch¹ heißt es einmal: „Wahres Empfinden reicht oft weiter als gutes und immer weiter als schlechtes Urteilen.“ Auch wir meinen, daß es gerade in der Jugenderziehung nicht auf scharfes Zergliedern und Kritisieren, wie man unseren Untersuchungen mehr oder minder tadelnd entgegengehalten hat, ankomme, sondern daß das Beste, was die Jugend aus den Schriftstellern neben der mit jeder ernstlichen Arbeit immanent verbundenen, oft allerdings überschätzten „formalen“ Bildung schöpfen könne, die warme Begeisterung, das Interesse an den Thaten und Gedanken großer Männer sei. Nun kann dem die Augen nicht ganz verschließenden Lehrer kein Zweifel sein,

1) Rembrandt als Erzieher, S. 184.

daß gerade dem Meister der lateinischen Sprache dieses warme, jedem kräftigen Wollen vorausgehende Empfinden von unserer gesünderen und besseren Schülerzahl nicht entgegengebracht wird. Daher müßte man doch eigentlich von dem Vorwurf kritischer Zerpflückung, anatomischen Sezierens¹ und ähnlicher medizinisch-pathologischer Wirksamkeit verschont bleiben, wenn man ohne alle Voreingenommenheit prüft, ob bloße jugendliche Kritiklosigkeit oder pueril-vorlaute Kritik die Schuld hieran trägt, oder vielmehr ein gesundes Empfinden, welches von selbst das nicht Zusagende, nicht Schmachhafte, nicht zur Apperzeption im jugendlichen Geist Gelangende abstößt.

Nun dürfte ohne Nachweis feststehen, daß nicht bloß die zur Darstellung gebrachten Helden, sondern in mindestens ebendemselben, eigentlich noch höherem Grade die Autoren, selbst wenn sie andere reden lassen, in ihrer ganzen Denkungsweise vorzugsweise in die Augen fallen müssen. Denn sie haben ja stets, mag es sich um ein Drama oder selbst auch um ein Epos handeln, den Helden etwas von der eigenen Denkart beigelegt. Und, um ein naheliegendes Beispiel aus der Beredsamkeit zu nehmen, welche Persönlichkeit fesselt uns in den Reden des Demosthenes mehr als die des rastlos thätigen, patriotischen und für den Schüler unstreitig sittlich über seine Zeit erhabenen Redners selbst? Freilich nirgends in der Litteratur giebt es etwas, was mehr Unwahrheiten, Übertreibungen, Verdrehungen, Verschweigungen und direkte Lügen enthält als Reden. Aber auch aus diesen offenkundigen Mängeln wird der Charakter des Redners mit annähernder Zuverlässigkeit ermittelt werden können und müssen.

Faßt man die erste philippische Rede für sich ins Auge, so tritt uns der Autor als ein von der Würde seiner Stellung als Römer und freier Senator, als von dem Bewußtsein rechtschaffenen Handelns durchdrungener Mensch vor Augen. Antonius hatte die Verschwörer und den Senat die Früchte feigen Meuchelmords nicht

1) Davor werde ich in einer sonst wohlwollenden Besprechung meiner Untersuchungen über den didakt. Wert der Rede p. Rosc. Am. gewarnt von Fr. Müller, Berl. Phil. Wochenschr. 1890, S. 1099 f.

pflücken lassen, Cicero selbst fühlte sich in Rom nicht sicher und war abgereist. Nach dem Grundsatz, daß der Wunsch oft der Vater des Gedankens ist — *fit enim plerumque ut ii, qui boni quid volunt adferre, adfingant aliquid quo faciant id, quod nuntiant, laetius* I, 8 —, glaubt er aus günstigen Briefen auf eine Umkehr des Antonius zur Senatspartei rechnen zu dürfen und kehrt zurück, *ne tardius quam cuperem rei publicae gratularer*, § 9. In den Senat selbst wagt er jedoch nicht zu gehen. Dies zieht ihm von Antonius eine scharfe Rüge zu, § 11 f. Tags darauf, am 2. September, hält er auf den Angriff jenes hin seine 1. Rede; nach seiner eigenen Aussage soll sie Zeugnis ablegen für seine unwandelbare patriotische Gesinnung: *non ut proficerem aliquid — nec enim sperabam id nec praestare poteram —, sed ut, si quid mihi humanitus accidisset, . . huius tamen diei vocem testem reipublicae relinquerem meae perpetuae erga se voluntatis* § 10, und § 38: *ut quicumque casus consecutus esset, exstaret constantiae meae testimonium*. Diese selbstbezeugte mutige Charakterfestigkeit zeigt sich darin, daß er die beiden Consuln Antonius und Dolabella unter deutlichen Schmeicheleien davor warnt, den scheinbar betretenen Weg eigenmächtig er Regierung weiter zu gehen; dies entspreche weder ihrer ehrenvollen Vergangenheit (*dicerem, Dolabella, qui recte factorum fructus esset, nisi te praeter ceteros paullisper expertum viderem* ff. § 30, und gar von Antonius: *nihil unquam enim in te sordidum, nihil humile cognovi* § 33) noch der allgemein römischen Moral (*carum esse civem, bene de re publica mereri, laudari, coli, diligere gloriosum est: metui vero et in odio esse invidiosum, detestabile, imbecillum, caducum*). Die autokratischen Neigungen und Maßregeln des Antonius und die Beihilfe des charakterlosen Dolabella werden entschuldigt als eine Verirrung (*non possum utriusque vestrum errorem reticere* § 29), während sie gewiß Besseres erstrebt hätten (*magna quaedam spectantes ib.*).

Als Cäsar seine Absicht, den Dolabella bei seinem demnächstigen Abgang nach dem Orient als Consul suffectus zurückzulassen, durchsetzen wollte, hatte Antonius den Widerspruch der Auspizien geltend gemacht (II, 79 ff.), wie Cicero später (III, 9) sagt *ementitis*

auspiciis. Nach Cäsars Ermordung gab Antonius diesen Widerspruch auf und erkannte gegen Gesetz und Herkommen den Dolabella als Consul an, um mit ihm zusammen gegen den Senat aufzutreten. Diese Anerkennung durch Antonius und die Anmaßung des Dolabella war nach altrömischen Begriffen einfach revolutionär. Aber in der ersten Rede wird es als eine Ruhmesthat des Antonius gepriesen, daß er persönliche Feindschaft und die Auspizien zugleich außer acht gelassen habe (§ 31). Zugleich sei dies ein Freudentag für das Volk gewesen. Wir werden sehen, welches ganz andere Urteil in den folgenden Reden hierüber gefällt wird. In gleicher Weise wird alles, was Antonius gethan und gesagt hat, beschönigt nach dem Grundsatz: *quibusdam in rebus coniveo* § 18. Ja Cicero bekennt sogar eine Freundschaft zu diesem und gesteht zu, daß er ihm manche Wohlthat verdanke: § 11.

Der Senat hatte in seiner Angst und auch aus Eigennutz die Amtshandlungen (*acta*) Cäsars als gültig anerkannt. Sobald sich Antonius auf festem Boden fühlte, begann er die Veröffentlichung der letztwilligen Verfügungen. Da dies ohne Kontrolle geschah, so war es klar, daß er hier, ohne offen hervorzutreten, ganz nach Belieben verfahren und diese Bestimmungen, gewissenlos wie er war, geradezu fälschen konnte und fälschte. Allmählich liefs er die Gesetze über die Statthalterschaft, über Gerichtsverfassung, über Aufhebung von Verbannungsdekreten nach seinen Wünschen oder in populärem Geiste umgestalten. Der Senat genehmigte, soweit er gefragt wurde, alles, die Wortführer erschienen nicht: § 16 ff. Durchaus würdevoll und ruhig weist Cicero diese Gesetzesüberschreitungen, die alle ein Hohn an die Ohnmacht des Senats waren, zurück. Anknüpfend an den Beschluß über die Acta Cäsars, will er nicht untersuchen, ob alles, was Antonius daraus vorbrachte, auch wirklich darin stand. Er meint nur, die Gesetze Cäsars seien doch in erster Linie Acta, und daraus müsse Antonius im weitesten Umfange den Schluß ziehen, an den durch Cäsar herbeigeführten staatsrechtlichen Zuständen nicht rütteln zu dürfen.

Liegt hierin eine ernste Mahnung an Antonius wegen seines politischen Auftretens, so findet Cicero doch keinerlei *culpa*

an ihm. Er will des Antonius *firmitas* zu gut kennen, als daß er den Argwohn, der laut werde, Antonius sei bestochen, glauben könne: § 13.

Es gilt als wahrscheinlich, daß Cicero den charakterlosen M. Brutus durch zweierlei Hinweise für den Mordgedanken gewonnen habe: erstens daß Cäsar trotz aller Milde ein Tyrann sei, und andererseits daß Brutus persönlich durch seine Abstammung, durch seine Familienehre berufen sei, das Vaterland durch Tyrannenmord zu befreien. Diese Wahrscheinlichkeit erhält eine Stütze durch § 13, wo es auch wieder heißt: *Brutus ille, qui et ipse dominatu regio rem publicam liberavit et ad similem virtutem et simile factum stirpem iam prope in quingentesimum annum propagavit.* Es wird sich nicht erweisen lassen, inwieweit Cicero selbst von der Nichtigkeit dieser Abstammungsthorheiten überzeugt war und sein konnte. Cassius Dio hat allerdings bereits die richtige Erkenntnis gehabt. Jedenfalls ist es wichtig, daß Cicero in hohem Maße den Tyrannenmord als etwas Erlaubtes und für den Brutus als eine Pflicht ansah. Vgl. dazu auch Off. III, § 19 und die Anm. in meiner komm. Ausgabe (Gotha 1890).

Die Stimmung des Volkes ist nach Cicero durchaus für den Senat und die Mörder Cäsars: § 36 f. Geradezu überschwengliche Hinneigung und Begeisterung soll das Volk namentlich bei den Spielen an den Tag gelegt haben, die Brutus als Stadtprätor gab, und auf die er allerdings die größte Hoffnung setzte. Es soll nicht bezweifelt werden, daß die prächtigen Spiele wirklich mit großem Beifall aufgenommen wurden, allein nur Kurzsichtigkeit konnte darin mehr erblicken als kritiklose Freude an kostenlos gebotener Pracht. Es klingt doch gar zu lächerlich, wenn Cicero sagt, er habe sonst stets den Beifall, der volkstümlichen (*popularibus*) Männern zu teil geworden sei, verachtet, allein in diesem Fall habe sich ganz Rom daran beteiligt, deshalb liege hier ein wirkliches Urteil des Volkes vor, das Beachtung verdiene: § 37. Wenn die ganzen Ereignisse nicht die Kurzsichtigkeit Ciceros in diesen ganzen Fragen Jedem darthäten, so müßte man schon an advokatenhafte Zurechtlegung der Thatsachen denken, welche

sich nicht scheut τὸν ἥττω λόγον χρεῖν ποιεῖν. Und damit der eigenen Urteilslosigkeit nicht die Folie fehle, setzt Cicero hinzu, es betrübe ihn, daß Antonius und Dolabella sich so wenig aus der Volksstimmung machten: § 36. Es ist eben nirgends davon die Rede gewesen, daß das Volk sich von Cäsar in seiner Freiheit gedrückt fühlte. Das hat kein Geringerer als Shakespeare aus allgemein psychologischen Gesichtspunkten auch durchaus historisch richtig dargestellt.

So finden wir auch in der ersten Rede, wie noch durch viele Beispiele zu erweisen wäre, neben schönen patriotischen Worten, würdigen Ermahnungen an Ehre und Pflicht Halbheiten, Widersprüche, Beweise von Kurzsichtigkeit oder beliebige Verdrehung der Thatsachen. Einmal wird Cäsar als allerwege verabscheuungswürdig dargestellt, dann sollen seine Gesetze und Verfügungen erhalten werden (*non quo probem — quis enim id quidem potest? — sed quia rationem habendam maxime arbitror pacis atque otii* § 16). Einmal wird Antonius gepriesen, weil er sich über Auspizien hinweggesetzt habe, dann werden wieder die *religiones*, zu denen jene doch wohl in erster Linie gehören, als die Basis alles staatlichen Lebens dargestellt (*quibus reipublicae salus continetur* § 25). Indessen wir wollen gern annehmen, die ganze unklare Lage, in der sich Cicero und der Senat dem Antonius gegenüber befand, habe eine andere Sprache fast unmöglich gemacht. Schliesslich sprach ja Cicero nicht für sich, sondern als Führer einer Partei, die um ihre Existenz kämpfte, als Anhänger auch einer Regierungsform, die Jahrhunderte lang die Macht hatte vor Recht gehen lassen, die infolgedessen die Opportunität als Recht hatte ansehen lernen, und die sich von dem stärksten Rivalen deshalb bedroht sah, weil dieser mit ihren eigenen Waffen kämpfte. Hätten wir die folgenden Reden nicht, so könnte man Cicero nach seiner ersten Philippica als guten und braven Typus dieser Klasse von Menschen immerhin gelten lassen, die Halbheiten und Widersprüche könnte man aus der Lage erklären.

Allein die zweite Rede! Es giebt wohl kaum in der Literatur, höchstens vielleicht in der Geschichte der gehässigsten, aber

sicher nicht zu liebevoller Betrachtung einladenden Parteikämpfe der Neuzeit ein ähnliches Beispiel davon, wie ein Mensch eben erst mit dem höchsten sittlichen Pathos ausgesprochene Grundsätze und Anschauungen völlig über den Haufen wirft. Der Beweis hierfür ist kurz zu erbringen.

Antonius antwortete auf die gewundene, halb tadelnde, halb preisende, bald anklagende, bald entschuldigende erste Rede mit gröberem Geschütz und geißelte offenbar rücksichtslos Ciceros Schwächen im politischen wie persönlichen Leben. Auch von dieser Sitzung blieb Cicero fern, was man für höchst „verständig“ erklärt hat, da „niemand verpflichtet sei, sich ohne Grund und Zweck ans Messer zu liefern“. Im politischen Leben, in einer wild aufgeregten Zeit wird man hiergegen nichts einzuwenden haben. „Heldenhaft“ ist es nicht, auch nicht jugendliche Herzen packend. Viel wichtiger ist, daß Cicero nun eine wahre Schmähschrift ausarbeitet, sie zwar nicht im Senate vorzutragen wagt, aber doch so veröffentlicht, als sei sie wirklich gehalten. Hält man dagegen die hohen Worte der ersten Rede, möge kommen was wolle, er — Cicero — werde sich nie mundtot machen lassen, so muß uns seine Persönlichkeit von vornherein nicht sympathisch erscheinen. Denn die erste That wäre doch das freie Wort gewesen. Cicero veröffentlichte aber die Schmähschrift erst, als Antonius gegen D. Brutus gezogen war. Wer hintennach erst schmäht, macht sich mindestens lächerlich, geachtet ist ein solcher zu keinen Zeiten worden. Dieser Gegensatz zwischen Wahrheit und Dichtung, daß nämlich Cicero stets die Fiktion einer wirklichen Rede in Worten und Apostrophen aufrecht erhält, macht auf jeden, der den Sachverhalt kennt, einen abstoßenden Eindruck. Feigheit ist der nächstliegende Vorwurf, der ihm bei seiner bis dahin immer bewiesenen Liebe zum Leben wenigstens von einer kraftvollen Jugend nicht erspart werden wird. Man hat von löblicher Vorsicht und Klugheit gesprochen, welche ihn zurückhielten sein Leben zu opfern. Aber einmal lag damals von seiten des Antonius kaum ein Gewaltakt vor, und dann tritt jene Eigenschaft in sprichwörtlich fabulöser Gestalt deshalb so grell hervor, weil immer von

dem Mannesmut, dem das freie Wort das höchste sei, geredet wird. „So muß der Mut, den Cicero in der Rede zur Schau trägt, dem Schüler als Prahlerei, der Kampf, den er da kämpft, als Spiegelfechtereie erscheinen,“ sagt ein unbefangener neuer Cicero-Herausgeber¹ mit vollem Recht.

Daneben zeigt aber auch diese lächerlich prahlerische Art, so zu thun, als sei die Rede wirklich in Gegenwart des Antonius gehalten (vgl. namentlich Stellen wie § 8 *quum hoc ipso tempore stent cum gladiis in conspectu senatus*; § 34 Anf.: *non dissimulat, patres conscripti: apparet esse commotum: sudat, pallet*, oder § 112) eine grobe Unwahrhaftigkeit an und für sich, welche durch die mannigfachen, offenkundigen Übertreibungen noch schärfer hervortritt.

War es ihm in seiner ersten Rede nach seiner eigenen Aussage nur um die Sache zu thun, so wird er jetzt lediglich persönlich (*de republica graviter querens, de homine nihil dixi. Itaque hodie perficiam, ut intelligat quantum a me beneficium tum acceperit* II, 7). Damit begiebt er sich sofort jedes edleren Motivs. Er redet nur, um zu schmähen, um ein grobes Scheltwort mit noch viel gröberem Scheltwort zu überbieten. Dies ist weder klug noch vornehm noch gerecht und läßt von vornherein an der Wahrheitsliebe des Redners zweifeln. Es enthüllt sich uns dabei eine wohl vorhandene, aber doch zum Vorteil allgemein menschlicher Beurteilung besser zu verhüllende, der Öffentlichkeit zu entziehende Seite menschlicher Schwachheit. Das teilweise im Brustton tiefster Überzeugung vorgetragene sittliche Pathos der ersten Rede wird hierdurch geschwächt und teilweise ganz vernichtet. Denn die zweite Rede bekennet offen die absichtlich gegen Ciceros besseres Wissen dort gemachten Aussagen und Schlüsse. Damals konnte er den Antonius noch dankbar einen „Freund“ nennen, dem er manche Wohlthat schulde (§ 15), jetzt wird der Wert dessen, was Antonius dem Cicero erwiesen habe, völlig in Abrede gestellt (II, 5 ff.) und erklärt, daß dieser nur aus Schonung so gesprochen

1) E. R. Gast in der Vorrede zu seiner Ausg. der 1., 4. und 14. phil. Rede. Leipzig 1891.

habe. Vgl. namentlich II, 6: *quid est dictum a me cum contumelia? quid non moderate? quid non amice? Quod quidem cuius temperantiae fuit de M. Antonio querentem abstinere maledictis?*

Während damals die Thatsache, daß Antonius seinen ursprünglichen Einspruch gegen die rechtmäßige Wahl des Dolabella nach Cäsars Tod aufgegeben hatte, schmeichlerisch als Ruhmesthat gepriesen wurde (s. oben S. 38 f.), wird sie jetzt umgekehrt als Schlechtigkeit hingestellt. Schon § 6 wird unter den Verbrechen und Lastern des Antonius aufgezählt: *quum auspicia augur — sustulisses*. Ausführlich wird dann § 80—84 dargethan, daß in dem ganzen Vorgehen des Antonius hinsichtlich der Handhabung der Auspizien bei der Wahl des Dolabella ein grober Wahlschwindel und eine Verhöhnung der religiösen Gebräuche zu erkennen sei. Jetzt ist die vorher als That der Versöhnung gepriesene nachträgliche Anerkennung des Dolabella ein Akt des Übermuts und maßloser Überhebung: *Quam diu tu voles*, so schließt er § 84, *vitiosus consul Dolabella: rursus, quum voles, salvis auspiciis creatus*. Jetzt erst verlangt Cicero als Kollege im Augurat Rechenschaft über den offenbaren, wohl nie geleugneten Betrug, den sich Antonius im Januar bei den Wahlkomitien über Dolabella hat zu schulden kommen lassen: *si nihil est, quum augur iis verbis nuntiat, quibus tu nuntiasti, confitere te, quum „alio die“ dixeris, sobrium non fuisse: sin est aliqua vis in istis verbis, ea quae sit augur a collega requiro* § 84. Vorher dagegen hatte er, weil es gerade paßte, kein Wort der Rüge für die „erlogenen Auspizien“ (§ 88). Jetzt sind überall die Auspizien als Grundstein des religiösen Lebens hingestellt, Dolabella ist nur der consul vitiosus (V, 9), vorher war die Anerkennung desselben der löblichste Beweis für Edelmut und Selbstverleugnung. Eine solche Umdrehung macht nur den Eindruck einer wenn nicht gerade charakterlosen, so doch mindestens ungemein schwächlichen, wankelmütigen, weil jedem Eindruck nachgebenden, wetterwendischen Persönlichkeit. Neulich stand in der Anzeige eines mit Wärme aber ohne Kritik geschriebenen Buches zu lesen, Cicero sei deshalb eine heute interessierende Persönlichkeit, weil das 19. Jahrhundert viele derartige Gestalten aufzuweisen

habe. Wenn dies so gemeint ist, daß die heutige Zeit, wie Kenner der Verhältnisse behaupten, Festigkeit des Charakters vielfach vermissen läßt, so wollen wir dies gerne für Cicero gelten lassen. Er hing eben den Mantel nach dem Wind, ohne sich dabei die um so häßlicher klingenden Phrasen über Mannhaftigkeit und Ehrenfestigkeit abzugewöhnen. An solchen Persönlichkeiten hat allerdings unser öffentliches Leben wohl keinen Mangel. Nur pflegt man in urteilsfähigen Kreisen über die Papier- und Lungenverschwendung, die man auf diesem Gebiete beobachten kann, höchstens mitleidig zu lächeln. Ein solcher Vergleich stempelt Cicero zu einer Persönlichkeit, welche seine Bedeutung als antike, edle, einfache Gestalt geradezu vernichten müßte. Dies müßten wir bedauern, da wir allerdings nach mancher Hinsicht seiner nicht entraten wollen. Aber nur keine weitere kritiklose Vergötterung, die zu allen Zeiten berechnete Kritik erst herausgefordert hat!

Viel schlimmer für Cicero ist der Gegensatz, der in der Beurteilung von Antonius als Mensch zwischen der ersten und den folgenden Reden besteht. Dort will Cicero nie etwas Gemeines, Unedles an Antonius wahrgenommen haben, die üble Nachrede gegen ihn erklärt er für boshaften Klatsch: § 33. Und nun weiß er in der zweiten Rede eine solche Fülle von Schmutz über ihn auszugießen, daß es unmöglich erscheint, seine Darstellung wiederzugeben. Was er selbst zusammenfassend sagt, möge einstweilen hier genügen: *nec enim omnia effundam, ut, si saepius decertandum sit, ut erit, semper novus veniam: quam facultatem mihi multitudo istius vitiorum peccatorumque largitur* II, 43. Nun durchsucht er das ganze Leben des Antonius von Jugend auf, deckt in boshaftester Weise dessen an Ausschweifungen aller Art reiches Treiben auf, das er doch gewiß auch vorher gekannt hat, und scheut dabei nicht vor groben Übertreibungen und Unwahrheiten zurück. Da dies von niemandem, soweit ich sehe, geleugnet wird, so bedarf es hier keines längeren Nachweises. Ich erinnere nur an die ganz haltlose Verdächtigung (§ 34), als habe Antonius selbst seiner Zeit eine Verschwörung gegen Cäsar angestiftet, aber aus Feigheit nicht zur That gebracht. Hier kann man doch nur annehmen, daß

Cicero aus Bosheit und Gehässigkeit diese von ihm selbst gewiß nicht geglaubte Anschuldigung beibrachte, um den Antonius mit den Cäsarianern zu entzweien. Ja es fehlt selbst nicht die versteckte Verdächtigung, Antonius habe Cäsars Ermordung innerlich selbst gewünscht, weil er sich durch kein anderes Mittel in seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen habe reparieren können: § 35, 36.

Darf es also als feststehend angenommen werden, daß Cicero hier nicht bloß heute den Antonius lobte und morgen verurteilte, weil er gekränkt war, sondern daß er auch bewußt verleumdete, indem er an die große Zahl derer, welche sich zu allen Zeiten an der Verleumdung gefreut und sie gehegt und gepflegt haben, appellierte, so macht dies seinen Charakter im höchsten Grade fragwürdig. Ein tapferer, charakterfester Mann lügt nicht und verleumdet nicht, er rechnet nicht auf jene niederträchtige Neigung der menschlichen Natur. Deshalb ist in diesen Vorwurf der Vorwurf der Feigheit immer eingeschlossen. Das maßlose Selbstbewußtsein, welches Cicero stets auszeichnete, mag freilich eine Erklärung dafür geben, denn Antonius hatte in seiner vorhergehenden Rede rücksichtslos seine Schwächen aufgedeckt, ohne daß man, soweit unsere Kenntnisse reichen, einen ähnlichen Wust von persönlichen Verdächtigungen darin finden konnte. Eine Entschuldigung für diese aber hat Cicero nicht.

Die Alten waren bekanntlich in der Besprechung sexueller Dinge nicht prüde, und man hat oft Angriffe aus diesem Grunde gegen sie gerichtet. Allein mit Recht hat man ihre naive Behandlung dieser Fragen im allgemeinen doch auch wieder als einen Beweis ihrer wirklichen Sittsamkeit ansehen können. Cicero insbesondere hat man als besonders „keusch“ bezeichnet. Leider dürfte die zweite Rede hierfür nicht als Beweis gelten. Wer in einer veröffentlichten, für ein großes Publikum bestimmten Schmähschrift die tollsten, unnatürlichsten geschlechtlichen Ausschweifungen mit boshafter Breite und Behagen bespricht, verletzt entschieden das, was man wohl auch im alten Rom als *pudicum* betrachtet hat. Wodurch war es denn geboten, dem großen Publikum Dinge aufzutischen, wie sie namentlich § 44 — 46 erzählt werden?

Es wird kaum zu leugnen sein, daß, wenigstens soweit die zweite Rede in Betracht kommt, diesen unzweideutigen Zeichen von unedler Charakterschwäche gegenüber all das zurücktritt, was uns Cicero im besseren Lichte zu zeigen an und für sich geeignet sein möchte. Wenn Cicero furchtlos und würdig, allerdings die Verhältnisse verkennend oder schauspielerisch verschleiern, die Überzeugung ausspricht, Antonius werde durch das römische Volk gestürzt werden, so läuft wieder die furchtbar boshafte Anspielung unter, nötigenfalls werde das durch sein eigenes Weib Fulvia geschehen, die dem Vaterlande gewissermaßen als dritte Rate ihrer Schuld die Ermordung ihres jetzigen Gatten zahlen werde: II, 113. Der unmittelbar vorhergehende schöne Satz: *caritate te et benivolentia civium saeptum oportet esse, non armis* wird durch diesen unedlen Hinweis auf ein schlechtes Weib, das schon zwei Männern (Clodius und Curio) den Tod gebracht habe, seiner ganzen Wirkung beraubt.

Wir übergehen alles andere, da es der Rede nicht charakteristisch ist. Denn wo findet sich nicht, wenn auch nicht überall in solchem Maße, eine Selbst-Verherrlichung des Cicero? Daß sein ungesetzliches Verhalten gegen die Catilinarier verfassungswidrig war, daß auch einsichtige Leute damals dies Vorgehen nicht billigen konnten, hat er ja nur allzuleicht vergessen oder nie einsehen wollen. Wo ferner finden sich nicht advokatische Trugschlüsse, wie sie die Rhetorenschulen zeitigten? Es genüge hier gezeigt zu haben, daß Cicero in der zweiten Rede das Gute, das er uns in der ersten zeigt, völlig zu nichte macht, daß die ganze Rede auf einer inneren Unwahrheit beruht, daß Verleumdung, die mit Feigheit gepaart ist, Boshaftigkeit, Unkeuschheit, Unsachlichkeit, kleinliche Schwäche, Grundsatzlosigkeit die Eigenschaften sind, die der große Redner hier vorzugsweise, und auch für das Auge des Schülers, falls man dasselbe nicht absichtlich verschließen will, erkennbar, an den Tag legt. Er donnert gegen Antonius, als dieser fern ist, er schweigt oder redet heuchlerisch beschönigend, so lange dieser anwesend ist. Deshalb sagt selbst der neueste Vorkämpfer für den

überlebten Cicerokultus: „Hätte sich Cicero mit dieser Scheltrede begnügt, so würden wir mit Bedauern von ihm scheiden.“¹

Einen erheblichen Beitrag zu Ciceros Charakteristik liefert sein weiteres Verhalten in dieser Angelegenheit, wie es in den folgenden Reden zu Tage tritt.

Der Zustand der Unsicherheit und der halben Hoffnungen, Antonius werde mit seiner Feindschaft gegen den Senat schließlich nicht Ernst machen, ist nun vorüber. Die unausbleibliche Gefahr findet endlich in Cicero einen entschlossenen Mann, der mit allen Mitteln gegen den nunmehr als Todfeind seiner Person und seiner Sache erkannten Antonius hetzt und schürt. Es war ihm vor allem darum zu thun die Achtserklärung über diesen von dem Senat zu erlangen. In dieser Hinsicht stand er jetzt an Scharfblick entschieden über der ängstlichen und vorsichtigen Majorität des Senats, die stets noch zu halben Maßregeln geneigt war. Die Gesandtschaften und Kompromisse, wenigstens zu und mit Antonius, der Beschluß eines *tumultus* im Gegensatz zu dem offenen *bellum*, die Besorgnisse, man sei zu schwach, sind die Hauptpunkte, die Cicero nunmehr in seinen kleineren Reden bekämpft. Immer spricht er von Antonius als einem *hostis patriae*, der schlimmer sei als Cäsar und die auswärtigen Feinde. Seine Unermüdlichkeit wird endlich nach der 14. Rede durch förmliche Achtserklärung gegen Antonius belohnt.

Indessen der Kampf schien unmöglich ohne ein Bündnis mit Octavian. Auch hier ist es Cicero, dem der Hauptteil, aber auch, wenn man will, die Hauptschuld hieran zufällt. Für seine Voraussicht spricht die ganze Art, wie er sich an jenen anklammert, nicht. Es ist, als ob er, wie es ja in solchen Zeiten nicht ungewöhnlich ist, nur Zeit und Leben für sich und die alten Formen gewinnen wollte, ohne an die Ausgestaltung der Zukunft zu denken. Wenn man erwägt, mit welcher Feindschaft Cicero gegen den Namen Cäsar erfüllt war, so will es einen doch sonderbar anmuten, wenn er nunmehr den jungen Mann, der dessen Sohn und

1) Fr. Aly, Cicero, sein Leben und seine Schriften.

Erbe war, und den nur gemeinschaftliche Feindschaft gegen Antonius mit dem Senat lose zusammengebracht hatte, in der überschwenglichsten Weise mit Schmeicheleien überhäuft. Vgl. namentlich III, 3. 7. 8. IV, 2—6. V, 23. 42—44. XIII, 19. 46. 47. 49. XIV, 11. 25 (*Caesarem deorum beneficio reipublicae procreatum*). 26. 28. 37. Er selbst spricht V, 45 den Grund aus: *Demus igitur imperium Caesari, sine quo res militaris administrari, teneri exercitus, bellum geri non potest*. Wenn Octavian in seinem durch Namen und Temperament schon vorhandenen Ehrgeiz noch gefördert wurde, so hat Cicero gewiß durch die oft widerlich klingende Verhimmelung seinen Teil daran. Er wußte, daß die menschliche Schwachheit für Schmeichelworte allezeit empfänglich ist, er hatte die beste Erfahrung an sich selbst gemacht und diese seine Erfahrung auch an dem jungen Brutus durch das Schlagwort „Tyrannenmord“ erprobt. Deshalb giebt es in der superlativen Sprache des Italieners kaum ein Hyperbaton, das er nicht anwendet, um den jungen, aufstrebenden Mann das altersschwache Gebäude des Senatsregiments stärken zu lassen. Mit aller Kunst der Dialektik versucht er das Unnatürliche des Bundes zwischen den Mördern und dem Erbsohn des Ermordeten zu verschleiern und das gegenseitige, natürliche Mißtrauen zu beschwichtigen. Es kommt ihm dabei nicht darauf an, ob er den ursprünglichen Ausgangspunkt, da es sich um scheinbar berechtigten und heilbringenden Tyrannenmord und eingebildete Wiederherstellung einer nominellen Freiheit handelte, mehr oder weniger aus dem Auge verliert. Es ist für ihn, der jetzt nur dem ebenso bequemen wie unmoralischen Grundsatz huldigt, daß der Zweck jedes Mittel rechtfertigt, ein leichtes, den Beweis zu führen, daß es sich hier nur um Antonius handle, daß die Ermordung Cäsars gar nichts damit zu thun habe. Ja mit jenem Grundsatz bringt er es sogar fertig, dem toten Löwen, dessen Ermordung vorher als eine Wohlthat gepriesen wurde, Gutes und Verdienstliches nachzureden, nur um den jungen Oktavian zu kirren. Sehr interessant ist z. B. das milde Urteil, das er über den toten Cäsar V, 49 fällt. Allgemeine Erwägungen über den wahren Ruhm, nämlich ein loyaler Bürger zu sein (*ab*

senatu, ab equitibus Romanis populoque Romano universo civem carum haberi salutaremque reipublicae), leiten es ein. Dann heisst es mit frommem Wunsche: *Utinam C. Caesari, patri dico, contigisset adolescenti, ut esset senatui (!) atque optimo cuique carissimus! Quod quum consequi neglexisset, omnem vim ingenii, quae summa fuit in illo (!), in populari levitate consumpsit. Itaque quum respectum ad senatum et ad bonos (!) non haberet, eam sibi viam ipse patefecit ad opes suos amplificandas, quam virtus liberi populi ferre non posset.* Und XIII, 18 weiss er ihm nachzurühmen: *Caesare dominante veniebamus in senatum, si non liberi, at tamen tuto.* Der Krieg gegen Antonius, den Oktavian gemeinschaftlich mit den Mördern und dem Senat führen soll, dreht sich nach Ciceros Ausführungen sogar im wesentlichen darum, dass die Bestimmungen des toten Cäsar, deren Aufrechterhaltung der Senat auf dem Wege des Kompromisses am 17. März beschlossen hatte, auch wirklich durchgeführt werden. Deshalb sagt er X, 15 f.: *Qui autem hos exercitus ducunt? Ii, credo, qui C. Caesaris acta everti, qui causam veteranorum (zugleich um diese zu gewinnen) prodi nolunt. Si ipse viveret C. Caesar, acrius, credo, acta sua defenderet, quam vir fortissimus defendit Hirtius?* So sucht er an dieser ganzen Stelle zu beweisen, dass keine Partei Grund zum Misstrauen habe, ein Meisterstück der Advokatenkunst und ein schlagender Beweis politischer Charakterlosigkeit, mag sie auch in der augenblicklichen Gefahr ihre Entschuldigung finden. Namentlich den M. Brutus, der ob seiner schnöden Undankbarkeit gegen Cäsar dessen Anhängern besonders verhasst sein musste, sucht er diesen mit allen Mitteln der Sophistik annehmbar zu machen: *Quasi vero quidquam intersit inter A. Hirtii, C. Pansae, D. Bruti, C. Caesaris et hunc exercitum M. Bruti. Nam si quattuor exercitus ii, de quibus dixi, propterea laudantur, quod pro populi Romani libertate arma ceperunt, quid est cur hic M. Bruti exercitus non in eadem causa ponatur?* X, 15. Und an beide Parteien richtet er die Mahnung: *Desinant igitur aut ii, qui non timent, simulare se timere et prospicere reipublicae aut ii, qui omnia verentur, nimium esse timidi, ne illorum simulatio, horum obsit ignavia* X, 17.

Müssen wir in dieser ganzen Angelegenheit Cicero der größten Kurzsichtigkeit zeihen, weil er über die augenblickliche Rettung die Zukunft übersah und den jungen Octavian, falls dies überhaupt noch nötig war, zum Monarchen geradezu erzog, so darf auch nicht verschwiegen werden, daß er das, was ihn am meisten zur Verherrlichung und, wie wir sahen, auch zur Herbeiführung von Cäsars Ermordung trieb, nämlich die Heilighaltung der Verfassung, welche jede Abweichung von dem senatorischen Herkommen und von der in Gesetze übergegangenen Bestätigung desselben ahndete, ebenfalls aus scheinbaren Gründen der Opportunität von sich warf, wie einen abgetragenen Rock. Er zeigte hier, nachdem die Ausnahmegewalten des Sulla, Pompeius und des Cäsar selbst jedem Laien in Politik und Psychologie die Augen geöffnet hatten, daß er in all den Jahren bürgerlicher Kämpfe nichts gelernt und nichts vergessen hatte.¹ Wir wollen ihm hier nicht anrechnen, was er in der dritten Philippica über die Belohnung der beiden von Antonius abgefallenen und dadurch eidbrüchigen Legionen beantragte. Da er selbst mit dem Senat den Antonius als *extra leges* ansah, so mochten alle Mittel gelten, mochte auch die Autorität des Konsulats geschwächt, ja vernichtet, Abfall und Widersetzlichkeit, Eidbruch und Rebellion für berechtigt erklärt werden.² Der gefährliche Trugschluß — in Sachen der Moral ist Cicero häufig schlimmer als die ärgsten Sophisten —, mit dem er sich über die Gesetze wegzetzte, lautet: *quis est qui eum hostem non existimet, quem qui armis persequuntur, conservatores rei publicae iudicantur* III, 14. Solche selbstgefällige Moral, die man nach Belieben drehen und wenden kann, mag als

1) Es ist bemerkenswert, daß Cicero später in einer nicht so grundsätzlichen Angelegenheit im allgemeinen die Übertragung außerordentlicher Gewalten verwirft, XI, 17: *extraordinarium imperium populare atque ventosum est, minime nostrae gravitatis, minime huius ordinis*. Nach mehreren Beispielen aus der Vergangenheit, die beweisen sollen, daß solches Privatleuten gegenüber nie geschehen sei, rechtfertigt er die Thätigkeit, die er für die Übertragung an Oktavian bewiesen hat, damit, daß er XI, 20 erklärt: *ille enim praesidium extraordinarium dederat imperium C. Caesari belli necessitas, fasces senatus dedit*.

2) Vgl. H. Schiller, Gesch. d. röm. Kaisertums, I, 34 f.

eine traurige Folge, die alle Zeiten staatlicher Anarchie begleitet, gelten. Viel bezeichnender für die ganze Haltlosigkeit der senatorischen Grundsätze ist der verfassungswidrige, wenn auch für den Augenblick noch so zweckmäßige Antrag, dem jungen Oktavian im jugendlichsten Alter eine staatlich sanktionierte Machtfülle zu verleihen. Das Nähere haben wir oben (S. 29 f.) darzulegen versucht.

Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß neben diesen unzweideutigen Äußerungen moralischer und politischer Schwäche sich zuweilen edlere und vornehmere Kundgebungen finden. Nur finden sie sich dem ganzen Thema und der ganzen Sachlage entsprechend leider viel spärlicher als es wünschenswert wäre. Es ist, als rege sich manchmal bei dem alten, gekränkten Staatsmann, der dazu noch um das Leben kämpft, ein Bewußtsein davon, wie unwürdig und inkonsequent die eigene und seiner Partei Haltung doch ist. Hierhin rechne ich namentlich seine mannhaften Worte gegen die Tyrannei der Veteranen in der zehnten Rede. Thatsache war, daß durch sie gleich nach der Ermordung Cäsars der Senat und die Verschworenen sich hatten einschüchtern und zu den halben Beschlüssen hatten zwingen lassen. Nun war kein Zweifel, daß gerade sie wieder, in Erinnerung an ihren gemordeten Wohlthäter, einer irgendwie dauernden Vereinigung mit den Mördern zuwider waren: *At enim veteranis suspectum nomen est M. Bruti* X, 15. Nachdem Cicero nun dargethan hat, daß im Grunde genommen doch nur jenes Ziel, die *libertas populi Romani*, die er selbst allerdings in einem ganz eigentümlichen Lichte betrachtet, allen gemeinsam sei, ermannt er sich, freilich in dem Bewußtsein, daß ja Oktavian gewonnen sei, zu den stolzen, aristokratischen Worten: *Quae — malum! — est ista ratio semper optimis causis veteranorum nomen opponere? . . . Postremo — erumpat enim aliquando vera et me digna vox! — si veteranorum nutu mentes huius ordinis gubernantur omniaque ad eorum voluntatem nostra dicta facta referuntur, optanda mors est, quae civibus Romanis semper fuit servitute potior* X, 18. 19. Aus der zweiten Rede kann ich hierhin rechnen den sehr würdigen

Schluß, der nach den vorherigen wüsten Schmähungen ganz unerwartet kommt: *Quin etiam corpus libenter obtulerim, si repraesentari morte mea libertas civitatis potest.* Den Punkt der Ehre (τὸ καλὸν) betont er verhältnismäßig selten, dann aber mit Wärme und Nachdruck. Es kommt vornehmlich in Betracht die schöne Stelle am Schlusse der sechsten Rede: *Populum Romanum servire fas non est: quem di immortales omnibus gentibus imperare voluerunt.*¹ *Res in extremum est adducta discrimen. De libertate discernitur. Aut vincatis oportet, Quirites, quod profecto et pietate vestra et tanta concordia (?) consequemini, aut quidvis potius quam serviatis. Aliae nationes servitutem pati possunt, populi Romani est propria libertas.* Daß die Ehre es erfordere, den Antonius nach seinen Greuelthaten gegen Sitte und Senat nie wieder in Gnaden aufzunehmen, wird namentlich ausgeführt VII, 9—15, woraus besonders die eindringliche Mahnung hervorzuheben ist § 14: *retinenda est igitur nobis constantia, gravitas, perseverantia: repetenda vetus illa severitas: si quidem auctoritas senatus decus, honestatem, laudem dignitatemque desiderat, quibus rebus hic ordo caruit nimium diu Quod si non possumus facere: moriamur. Quanta enim illa erit reipublicae turpitudine, quantum dedecus, quanta labe, dicere in hoc ordine sententiam M. Antonium consulari loco!*

Das Beste, was uns Cicero in den philippischen Reden in einem Ganzen bietet — alle anderen Vorzüge finden sich nur vereinzelt, in größere Parteen eingestreut und deshalb verblasst —, ist die warme Verherrlichung des Ser. Sulpicius in der neunten Rede. Hier schlägt er ganz andere Töne an, wie in den philippischen Reden sonst, so daß diese neunte Rede in keiner Weise als eine eigentliche Philippica gelten kann. Hier spricht er mit edler Wahrhaftigkeit für die Pflicht der Dankbarkeit, die der Staat jedem schulde, der in seinen Diensten gestorben sei. Hier allein in den Philippicae geht er auf die Beispiele altrömischen Heldentums zurück, die das Bezeichnende des guten Römertums überhaupt sind. Der Cicero

1) Vgl. Verg. Aen., VI, 851 ff.: *tu regere imperio populos, Romane, memento.*

dieser kleinen Rede ist ein edler Mann und wackerer Senator, aber nicht der mit allen Mitteln den Feind verdächtigende und bekämpfende Gegner des Antonius.

Die Worte, mit denen er XIV, 29—35 die Sieger in dem übrigens nicht entscheidenden Gefechte bei Forum Gallorum belobt und die Hinterbliebenen der Gefallenen tröstet, zeigen nicht bloß rednerische Gewandtheit, sondern auch Verständnis für kriegerischen Ruhm, für Heldentod und für die Gefühle der Trauer. Ich hebe folgende Stellen hervor: § 31: *O fortunata mors, quae naturae debita pro patria est potissimum reddita!* — § 32: *In fuga foeda mors est: in victoria gloriosa. Etenim Mars ipse ex acie fortissimum quemque pignerari solet . . . Brevis a natura nobis vita data est: at memoria bene redditae vitae sempiterna.* Die Übertreibung, welche auch hier den Ausdruck durchdringt, zeigt deutlich, welche Bangigkeit vorher auf den Gemütern der Ciceronianer gelastet hatte. Daß dabei dies Gefecht, in welchem nur ein paar tausend Mann anfangs mit wechselndem Glück gekämpft haben,¹ mit den punischen, gallischen und italischen Kriegen § 33 verglichen wird, schwächt die Wahrheit der Empfindung etwas ab. Aber Wahrheit der Empfindung ist überhaupt etwas Seltenes bei römischen Rednern. Die lobenden Superlative, mit denen sie Verschwendung treiben, haben ihren Grund in dem pomphaften Charakter der Römer und speziell ihrer Aristokratie.² Darnach wird man eben beurteilen müssen, wenn er seine *laudatio* § 33 schließt: *Ita pro mortali condicione vitae immortalitatem estis consecuti.*

Für die Thränen der Hinterbliebenen hat er folgende schönen Worte: *optima est haec quidem consolatio: parentibus, quod tanta reipublicae praesidia genuerunt, liberis, quod habebunt domestica exempla virtutis, coniugibus, quod iis viris carebunt, quos laudare quam lugere praestabit, fratribus, quod in se ut corporum, sic virtutum similitudinem esse confident* § 34.

1) Fr. Blafs in Iwan Müllers Handb. d. klass. Altertumsw., I, 184.

2) Wir wissen das Nähere aus dem Briefe des Obersten Galba: *Cic. ad fam.*, X, 30.

Endlich wird man dem Cicero der späteren Reden auch deshalb die Achtung nicht versagen dürfen, weil sich in ihnen immerhin eine gewisse Erhabenheit des Willens zeigt. Mag auch sein Wollen ein einseitiges sein, mögen auch die letzten Motive und Gefühle, die ihn bestimmen, namentlich wenn man die beiden ersten Reden mit ihren traurigen Widersprüchen und Beweisen von Schwäche und Kleinlichkeit in Betracht zieht, nicht immer edel und gut, vor allem nicht ganz selbstlos und noch weniger in den Dienst kluger Erwägung gestellt gewesen sein, es hat doch immerhin etwas, wenn nicht Erhebendes, so doch Versöhnendes, wenn wir sehen, wie nun Cicero all sein Denken und Fühlen, selbst mit Aufgabe der früheren, ausgesprochenen Grundsätze, dem einen Ziele zuführt, den Mann, in dem er den persönlichen wie politischen Todfeind allerdings erst allmählich erkannt hatte, zu vernichten. Dafs er dabei sich verblendet gegen die Gefahr, die er für dieselbe Sache durch Heranziehen des Oktavian heraufbeschwört, könnte unter anderen Umständen vielleicht sogar einen Anflug des Tragischen haben (vgl. König Ödipus, Egmont und Wallenstein). Cicero beweist auch hier den Schopenhauerschen Satz, dafs der Charakter selbst sich nicht ändert. Aber wer ernstlich will, erhebt sich von der schwachen Menschennatur mehr oder weniger bestimmend zur Persönlichkeit. Dafs Cicero in seinem politischen Leben nicht als eine solche gelten kann, die in jeden Augenblick des Lebens ihr ganzes Selbst zu legen vermochte, ist sicherlich wahr. Der Mangel an Energie machte sich überall fühlbar. Aber wenn man einige seiner letzten Reden liest, mag man verzeihend sagen, dafs er für seine vielen Halbheiten und Widersprüche auch schwer hat büßen müssen und am Schlusse seines Lebens Willen gegen Willen todesmutig eingesetzt hat.

Auch so viel hoffen wir gezeigt zu haben, dafs nur Cicero diejenige Persönlichkeit sein kann, welche im Mittelpunkte des Interesses bei der Lektüre der Philippicae steht. Denn auf ihn mit seinen Wandlungen, Empfindungen und Aufreizungen kehrt doch schließlicb immer wieder unser Blick zurück, schon deshalb, weil Antonius zu sehr mit Kot beworfen wird, um einigermaßen

wahr geschildert zu sein, und alles andere noch mehr in den Hintergrund tritt. Daß die Begebenheiten an und für sich nicht vorzugsweise in Betracht kommen können, wird dem, der Jugend zu erziehen hat, selbstverständlich erscheinen. Denn diese hat mit Recht nur an dem Gegenständlichen Freude und Interesse, und dies Gegenständliche wird sie stets zurückführen auf Persönlichkeiten. Sagt doch Goethe in Wahrheit und Dichtung im zehnten Buch: „Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend; und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen.“ Diese Erfahrung, sowie der in der jüngsten Zeit mehrfach ausgegrabene alte Streit gegen Cicero als Menschen darf wohl als Rechtfertigung für die vorstehenden Ausführungen gelten.

2) Antonius.

Was O. Weiffenfels, Z. f. G. W. 40, 532, ausführt, daß Ciceros Reden keine lebendigen Zeitgemälde seien, daß sie nur Karrikaturen statt Porträts bieten, paßt ohne Zweifel auf die Zeichnung, die die philippischen Reden von Antonius entwerfen. Es genügt daher um so mehr für unsere Zwecke, wenn wir in aller Kürze eine Skizze zu liefern versuchen von dem, was etwa der Schüler aus den Reden für Antonius gewinnen könnte, und dem gegenüber den Antonius der Geschichte stellen. Das Nähere bietet ja jede kommentierte Ausgabe in ihrer Einleitung. Die Schlussfolgerung für die Schüler wird sich, wie wir denken, ohne viel Widerspruch leicht ziehen lassen.

Der junge Antonius bietet uns zunächst den Typus eines jungen, verwahrlosten Aristokraten der damaligen Zeit. Aus hochedlem Geschlechte stammend (I, 34. II, 14), wurde er in dem Hause seines Stiefvaters, des wegen seines liederlichen Lebenswandels aus dem Senat gestoßenen und später von Cicero wegen Teilnahme an der Catilinarischen Verschwörung hingerichteten P. Lentulus erzogen (II, 18: *An verebare ne non putaremus natura te potuisse*

tam improbum evadere, nisi accessisset etiam disciplina?). Eine ohne jede Zucht, in den wütesten Ausschweifungen aller Art durchlebte Jugend, die ihn pekuniär ruinierte, war die Folge davon. Dafs er trotzdem bis an sein Lebensende sich eine ungeminderte körperliche Frische und Widerstandsfähigkeit bewahrt hat, beweist, wie ungemein kräftig er gewesen sein mufs. Die Folge dieser Erziehung oder Nichterziehung war, dafs Vorteil und Genufsucht die Haupttriebfedern in seinem bewegten politischen Leben sein mußten und waren: II, 3. 44—47.

In geordneten Verhältnissen gab es für ihn nichts zu gewinnen. Dies Urteil Ciceros II, 4 wird nicht ungerecht genannt werden dürfen. Allein die damaligen politischen Verhältnisse luden ja auch junge, begabte Abenteurer geradezu ein, den größtmöglichen Nutzen daraus zu schlagen.

Nach mehreren Versuchen zu Macht und Ansehen zu gelangen, in Verbindung mit P. Clodius (II, 48) und A. Gabinius *contra senatus auctoritatem, contra rem publicam et religiones* (ibid.), suchte und fand er mit Cäsar Fühlung (II, 49), gewann durch Empfehlungen von seiner Seite (*acceperam iam ante Caesaris litteras, ut mihi satisfieri paterer a te* ibid.) und durch Schmeicheleien die Unterstützung Ciceros bei der Bewerbung um die Quästur. Nach seiner Wahl setzte er sich wieder über das senatorische Formelwesen hinweg: *continuo sine senatus consulto, sine sorte, sine lege ad Caesarem cucurristi* (II, 50). Aus dem reichen Material, das uns Cicero aus der Wirksamkeit als Quästor bietet, immer nur die elendesten Motive unterlegend, genügt es hier hervorzuheben, dafs Antonius als Tribun 49 dem Cäsar außerordentliche Dienste leistete und durch Interzessionen und die sonstigen durch die Verfassung selbst gebotenen Handhaben den Konflikt zwischen diesem und dem Senat verschärfte: II, 50 ff. Als bezeichnend für die spätere Kurzsichtigkeit des Senats ist nur hervorzuheben, dafs Cicero immer betont, wie Antonius damals wider alle angestammte Autorität die Senatsregierung aufs schnödeste mißsachtet habe: *auctoritas huius ordinis adflicta est: adflixit Antonius* II, 55. Ihm allein schreibt Cicero mit offener Übertreibung und den kühnsten

Vergleichen und Metaphern die Schuld an dem ganzen Bürgerkriege zu: II, 50. 53. 55. Als Kommandant der Truppen in Italien zeigte er wieder durch willkürliche Restitutionen nur Mißachtung der staatlichen Ordnung und der öffentlichen Sitte: II, 56 — 58; seine wichtige, für Cäsar fast entscheidende Thätigkeit bei Dyrrhachium und Pharsalus wird nur gestreift: § 59. 71. Weil Cäsar seine Brauchbarkeit reichlich erprobt hatte, schickte er ihn nun nach Italien, um dies zu sichern. Die Bedrückungen der Städte, die er sich dort zu schulden kommen liefs, sind nichts Außergewöhnliches. In der Pompeiana berichtet Cicero ein gleiches von anderen. In Rom scheute Antonius vor unrechtmäßigen Mitteln der Bereicherung nicht zurück. Er nahm sich den klingenden Lohn für seine wirksame Beihilfe selbst: II, 59 — 62. Eine Zusammenfassung der Dienste, die Antonius dem Cäsar geleistet hat, giebt Cicero II, 71: *cuius tu imperatoris quaestor fueras, dictatoris magister equitum, belli princeps, crudelitatis auctor, praedae socius, testamento, ut dicebas, filius*. Die Habsucht des Antonius scheint Mißhelligkeiten zwischen ihm und Cäsar herbeigeführt zu haben. Deswegen ging er weder mit nach Afrika noch nach Spanien. Der Vorwurf der Feigheit, den ihm Cicero macht (II, 71. 74), ist sicher erlogen. Nach Cäsars Sieg erfolgte eine vollständige Aussöhnung, und Antonius erhielt für 44 das Konsulat mit Cäsar selbst. Wie ergeben er der neuen faktischen Monarchie und ihren äußerlichen Abzeichen erschien, sieht man daraus, daß er zum Flamen für den neuen Cäsarkultus bestellt wurde: II, 110. Der Einspruch, den er mit Mißbrauch der Auspizien gegen die von Cäsar gewollte und angeordnete Wahl des ihm mißliebigen Dolabella zum Konsul erhob (s. oben S. 32, 38 f., 44), beweist, daß er sich als der erste Mann im Staate nach seinem großen Gönner fühlte und zu halten verstand. Die gleiche Vertrauensstellung beweist auch der berühmte Vorgang bei den Luperkalien, über den wir II, c. 34 eine ausführliche Schilderung haben. Mag man jenen Vorgang deuten wie man will, soviel steht fest, daß Antonius nur im Auftrage Cäsars, im wirklichen oder vermeintlichen Interesse desselben, ihm das Diadem angeboten hat. An die äußerliche, kindische

Motivierung Ciceros: *Tu ergo unus, scelerate, inventus es, qui, quum auctor regni esses, eum, quem collegam habebas, dominum habere velles, idem temptares quid populus Romanus ferre et pati posset* § 85, glauben heute nur noch wenige urteilsfähige Menschen. Vgl. auch oben S. 24 f.

Wir glaubten betonen zu müssen, daß römische Tradition im politischen und rituellen Leben stets von Antonius mißachtet worden ist. Er hatte im Dienste seines Herrn gelernt, daß Mut und Entschlossenheit, Rücksichtslosigkeit und ein geübtes Heer nicht bloß den jämmerlichen römischen Senat niederhielten, sondern auch die Welt regieren. Er selbst hatte in seinem zügellosen Leben, über das Cicero auf jeder Seite der zweiten Rede neue Thatsachen und Klatschereien vorbringt, gelernt, daß man auch die öffentliche Sitte ungestraft im großen und ganzen verachten kann, wenn man im Besitz der Macht ist. Diese Erfahrungen hatte er gewonnen, als Cäsar fiel, und konnte sie um so mehr verwerten, als die Kopflosigkeit der Verschworenen sofort zu Tage trat. Er verschafft sich, als er, wohl zu seiner eigenen Verwunderung (II, 88), sah, daß man nicht dem System, sondern der Person ans Leben ging, Geld aus dem Nachlaß Cäsars, nimmt als Konsul die Zügel der Gewalt an sich und handhabt sie völlig willkürlich, reizt durch seine meisterhafte Leichenrede das Volk gegen die Verschwörer und den Senat, täuscht zunächst den Senat, der allzu gerne das glaubt, was er will, und steht im Begriffe ein zweiter Cäsar zu werden, nur noch willkürlicher, ohne die Rücksicht und Güte, aber auch ohne die Größe desselben. Mit gewohnter Mißachtung der Ritualien nimmt er den Dolabella, gegen den er vorher Einspruch erhoben hat, jetzt als Konsul und Genossen an. Das Geld thut hier seine Wirkung. Aus demselben Grunde entzweit er sich alsbald mit Cäsars natürlichem Erben, als dieser kommt, um sein Recht zu erhalten. Er kämpft nun zunächst als Usurpator für sich und seine Dynastie. Denn während er selbst Konsul ist, sind seine Brüder Gaius Statthalter von Macedonien und Lucius Volkstribun. Die Fülle der Macht ruht also auf seiner Familie.

Das Bild dieses Vorkämpfers um die Monarchie, den die Woge des Glücks zu hoch gehoben hatte, und der in die Mittel der Politik viel zu tief eingeweiht war, um nicht das Allerhöchste erreichen zu wollen, hat uns Cicero, wie wir schon hier und da andeuteten, durchaus getrübt überliefert. In der zweiten Rede ist es ihm lediglich darum zu thun, den verhafsten Gegner verächtlich zu machen. Wir erfahren daher eine Menge widerwärtiger Details über das wüste Leben des Antonius, seine Habgier und Genußsucht. Sein Privatleben wird bis in die entferntesten Winkel durchstöbert und eine Menge Schmutz aufgewühlt. Es wird uns mehr die Verworfenheit einer Zeit des Niederganges vorgeführt als ein Bild des geschichtlichen Antonius gegeben. So spricht Cicero zwar viel von Verletzungen der öffentlichen Moral durch jenen und wirft ihm Feigheit vor, aber nirgends hören wir ein Wort über seine unzweifelhafte militärische Tüchtigkeit, die vor keiner Gefahr und keinem Wagnis zurückbebt. Dafs er bei Dyrrhachium sich als weitblickenden Feldherrn und rettenden Freund für Cäsar erwies, bei Pharsalus an entscheidender Stelle führte, macht Cicero mit den Worten ab: *felix fuit, si potest ulla in scelere esse felicitas* II, 59, *fueras in acie Pharsalica antesignanus* § 71. An vielen Stellen giebt er sich den Anschein, als spotte er über des Antonius Dummheit und Ungebildetheit. Aber die Art und Weise wie dieser den Senat monatelang herumführt, straft diesen Vorwurf Lügen. Ebenso billig ist der Spott über des Antonius mangelnde Rednergabe. Wer, um von allem andern abzusehen, in solcher Weise auf das Volk zu wirken wufste, wie es Antonius in der Leichenrede that, die Cicero nur mit ironischer Bitterkeit eine *pulchra laudatio, miseratio, cohortatio* II, 90, nennt, der muß nicht nur ein genauer Kenner der menschlichen Gefühle und Regungen sein, sondern auch die technischen Mittel der Rede sich angeeignet haben. In Antonius steckt bei aller moralischen Gesunkenheit, bei seinem Mangel an Pflichtgefühl doch wieder etwas von einer *natura imperiosa*. Freilich dachte er bei seinem Ideal von Herrschertum nur an orientalische *libido*, an unumschränkte Willkür in jeder Beziehung, die rechten Pflichten des Herrschers

hat er sich nie klar gemacht. Aber wer so rücksichtslos alle Schranken, welche die römische Tradition zur Einschränkung der Beamten Gewalt geschaffen hatte, überspringt, darf doch nicht für so unbedeutend gehalten werden, wie ihn seiner ganzen Willensrichtung nach Cicero hinstellen versucht. Dafs er nicht um die Gunst der Soldaten buhlte, zeigt die furchtbare Strenge, die er gegen die aus Macedonien übergesetzten Legionen an den Tag legte, und die mehr Leute zu dem von Cicero belobten Abfall brachte, als die Sache des Senats oder Cäsars Name: III, 4. 10. V, 22. XII, 12. XIII, 18. Auch in den späteren Unterhandlungen mit dem Senat, als er zur Aufhebung der Belagerung von Mutina und zur Unterwerfung aufgefordert wurde, zeigte er sich als ungemein geschickten Faiseur. In der achten Rede berichtet Cicero voll Entrüstung über die Aufträge, welche Antonius der Friedensgesandtschaft mitgegeben habe. Allein es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, dafs er mit diesem Verfahren die Gegner ins Unrecht setzte und ihnen die Verantwortung des Bürgerkriegs zuschob. Endlich zeigt auch die Umsicht, mit der er nach den zwei Niederlagen von Mutina den Rückzug über die Alpen bewerkstelligte, die militärische Tüchtigkeit des moralisch haltlosen Mannes in ganz anderem Mafse, als Ciceros 14. Rede darzuthun sucht.

Die zahlreichen Ausdrücke, mit denen Cicero das liederliche Leben des Antonius zu belegen sich bemüht, bieten zwar einen lehrreichen Einblick in die Vielseitigkeit des Redners und seine sprachliche Gewandtheit, auch in den Reichtum der lateinischen Sprache; aber für die Charakteristik des Antonius sind sie fast wertlos.

3) Jul. Cäsar und Oktavian.

Neben Antonius als Objekt und Cicero als Subjekt der philippischen Reden, neben diesen beiden als Hauptpersonen könnte man von Cäsar und Oktavian nur als Nebenpersonen sprechen. Der eine ist tot, aber seine Gestalt ragt doch noch in die Gegenwart der Reden vielfach hinein, der andere ist der „kommende Mann“. Von dem einen läfst sich nur mittelbar schliessen, was

er war, von dem andern kaum ahnen, was er sein wird. Indessen können sie, wenn es sich um die didaktische Verwendbarkeit als Persönlichkeiten handelt, hier füglich beiseite gelassen werden, da ihr Charakter und ihre Thaten eben nur nebenbei in Betracht kommen und viel zu wenig scharf umrissen erscheinen, um vor den Hauptpersonen des Rededramas zur Geltung zu kommen. Überdies ist nach dieser Darstellung Cäsar eben nur der Tyrann, der nach den allgemeinen Redensarten dem Volk die Freiheit genommen hatte und deshalb getötet werden mußte. Für seine Herrschergröfse hat Cicero nie Verständnis gehabt. Oktavian dagegen ist hier nur der junge Mann, der mit Schmeichelworten von den Gegnern seines Adoptivvaters gekirrt wird und durch frühen Sieg und Einfluß den Grund legt zu seiner einstigen kaiserlichen Macht. Soweit beide nicht nach der Art ihrer Beurteilung früher schon zur Besprechung kamen, mögen sie da, wo wir von dem Wert der Philippicae für die Einführung in die geschichtliche Welt überhaupt und in die Gegenwart insbesondere zu sprechen haben, behandelt werden.

III. Die Philippicae nach der erzieherischen Brauchbarkeit der in ihnen behandelten und dargestellten Verhältnisse und Persönlichkeiten.

Es ist in weiten Kreisen der deutschen „höhern“ Lehrerwelt, wie es scheint, fast guter Ton geworden, nachdem vom Rhein der Schlachtruf in geistreicher Weise formuliert worden ist, alle Bestrebungen, die davon ausgehen, daß in unserem Schulwesen eine Menge von Schäden offen und noch mehr latent vorhanden sind, durch Witz und Spott zu diskreditieren. Man will vielfach mit mehr oder weniger Geist es für ganz einerlei erklären, an welchem Stoff der junge Mensch sich die Fähigkeit zu denken und zu schaffen hole. Wenn auf der diesjährigen Münchener Philologen-Versammlung unter großem Beifall der Wortführer der pädagogischen Sektion aussprach, nach seiner Ansicht komme es gar nicht darauf

an, etwa auch das Irokesische¹ an Stelle des Lateinischen zu setzen, falls sich herausstelle, daß ihm eine bildende Kraft innewohne, so ist damit doch wohl der Höhepunkt eines didaktischen Materialismus ausgesprochen. Nun gehören wir durchaus nicht zu denen, welche die Pädagogik als eine „reine“ Wissenschaft für sich betrachten, die losgelöst von den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit und der Wirklichkeit theoretisch untersucht, was erzieherisch wertvoll ist und was nicht. Wir glauben dies wiederholt und ausdrücklich hervorheben zu müssen, weil vielfach auch pädagogisch gesund denkende Kreise an dieser „Wissenschaftlichkeit“ und ihrer Terminologie, soviel Berechtigung sie hat, Anstoß nehmen. Vielmehr ist im wesentlichen für uns die Pädagogik eine Erfahrungswissenschaft², welche mit der Wirklichkeit im allernähesten Zusammenhang zu stehen hat. Ihr liegt zu Grunde die Psychologie in ihren gesicherten Ergebnissen und die Ethik. Sie wird von dem angehenden Lehrer nach den Anleitungen des Erfahrenen zunächst erlernt und ausgeübt. Aber diese Anleitung soll immer nur eine Anregung bieten zu selbständigem Verarbeiten, zu einer schöpferischen Unterrichtsthätigkeit. Es ist ein bedenkliches Zeichen, wenn man nun alle die Fragen, die hinsichtlich der wirklichen Brauchbarkeit von litterarischen Erzeugnissen, welche andere Zwecke in die Schulen eingeführt haben, bezüglich der spezifischen Energie von sprachlichen Thatsachen u. a. aufgeworfen werden, als einen Angriff auf die Selbständigkeit des Lehrers, auf die „Naivetät“ seines Schaffens und zugleich gar als eine Verleitung zur Trägheit und Gedankenlosigkeit für den Schüler hinstellen versucht. Wie ich schon im ersten Hefte dieser Untersuchungen aussprach, muß man einstweilen auf Einigung mit den Vertretern dieser Richtung verzichten, mag sie auch mit Geist verteidigt wer-

1) Es ist allerdings sehr interessant, daß in dem Text der Rede, wie ihn das eben ausgegebene Heft II des „humanistischen Gymnasiums“ bringt, diese mit allem Behagen ausgesprochene Hyperbel nicht vorhanden ist. Dürfen wir dies etwa auch als „Rückzugstaktik“ bezeichnen?

2) Vgl. darüber die Ausführungen H. Schillers in d. Berliner Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts S. 420 f.

den und des Beifalls der „Bequemlichkeit“ sicher sein. Ich erlaube mir auf Grund der vorzugsweise als Erfahrungswissenschaft bestimmten pädagogischen Thätigkeit, wie sie jeder Sehende ausüben kann, zu behaupten, daß unser gymnasiales Schulwesen heute nicht gefährdet wäre, wenn die von den Gymnasien gebildeten Schüler nicht durch das ausschließliche oder überwiegende Hervorheben der Form oder durch den armseligen Inhalt der fremdsprachlichen Lektüre in großer Zahl dem ganzen Betriebe abhold gemacht worden wären. Es wäre aber eine schulmeisterliche Überhebung, wenn man diese jedem, der hören und sehen will, bekannte Verurteilung eines großen Teils unseres Schulbetriebs übersehen wollte.¹ Und so haben wir denn auch

1) Ich bedaure, hier dem um Versöhnung bemühten Herausgeber des „humanist. Gymnasiums“ nicht ganz beistimmen zu können. Im zweiten Heft, S. 57 heißt es: „Eine nicht geringe Gefahr für die humanistische Schulbildung endlich erblicke ich in dem unvernünftigen(!) Rufen nach äußerster Beschränkung, ja vollständiger Zurückdrängung des sprachlichen Elementes im altphilologischen Unterricht. Gewiß ist vielfach früher (jetzt nicht mehr?? D. Verf.) nach der entgegengesetzten Seite gefehlt worden.... Aber so verwerflich ein solches Verfahren ist, pädagogisch mindestens ebenso verwerflich ist doch dasjenige, welches von der Meinung ausgeht, daß das Verständnis eines fremdsprachlichen Textes in der Schule auf anderem Wege als auf dem scharfer sprachlicher Interpretation gewonnen werden darf; daß man dem Schüler den mühsamen Weg von dem genauen Verständnis des einzelnen Wortes zur Erfassung des „Geistes“ der Autoren ersparen sollte“ u. s. w. Ich bezweifle gar nicht, daß eine „scharfe sprachliche Interpretation“ auf den unteren und mittleren Stufen Grundbedingung ist und auch auf den oberen mit Maß und Ziel anzuwenden ist. Allein die Verkehrtheiten auf diesem Gebiete sind eben so zahlreich, so himmelschreiend, daß sie ganz allein uns das ganze vernünftige, wohlmeinende Laienpublikum — das unvernünftige ziehen wir ebensowenig in Betracht wie auf anderen Gebieten — auf den Hals gebracht haben. Die Zeiten dieser Verkehrtheiten sind durchaus nicht so vorüber, wie es Uhlig und andere, gewiß bona fide, hinstellen. Ich will meine kürzere Erfahrung nicht über die dieser Männer setzen; allein ich habe es nicht etwa nur einmal und nicht an einer Anstalt selbst gesehen oder von glaubwürdigen Zeugen gehört, daß über dieser sogen. sprachlichen Interpretation schon aus rein äußerlichem Zeitmangel der Inhalt — von dem gespöttelten „Geist“ wollen wir gar nicht reden — vielfach gar nicht berührt wurde. Manche Lehrer, welche dieser „Methode“ rein gedankenlos jahrein jahraus zu folgen gewohnt

zu prüfen, ob die Zeiten, Verhältnisse und Persönlichkeiten, mit denen wir die Jugend umzugehen zwingen, wirklich auch wertvoll sind, ob sie das Verständnis der

sind, kommen dann, wenn man sie fragt, auf welche Weise denn der Inhalt an die Schüler herangebracht werde, zu dem beneidenswert naiven Trost, „der Inhalt wirke nach gehörigem sprachlichem Verständnis von selbst“. Und worin besteht vielfach diese sogen. sprachliche Interpretation? Vor, während oder nach der mühsamen Übersetzung werden durcheinander die vorkommenden Formen und Konstruktionen, die Regeln u. s. w. abgefragt. Dabei wird dann, wenn der Schüler aus lauter Ermattung bei einer so öden, das Verständnis nicht im geringsten fördernden, von dem Überblick über den Zusammenhang des Wortes, des Satzes und der Gedankengruppe ganz ablenkenden Behandlung, um nicht zu sagen Mißhandlung, versagt, geschrien: „Warum schlägt Ihr zu Hause Eure Grammatik nicht auf“? Nein, solche Gedankenlosigkeit des Lehrers erzeugt nur wieder die Gedankenlosigkeit des Schülers. Sie erzeugt zugleich ein vollständig falsches Urteil über die Schüler. Denn bei diesem mechanischen Abfragen nach der Form kommt es gar nicht darauf an, daß der Schüler seinen Verstand scharf zusammennehme, es gehört nur einiges Gedächtnis, eine gute formale Grundlage und Interesselosigkeit an wirklich Geistvollem dazu. Daher leisten auch hier wieder die ödesten Schüler Erstaunliches. Und wenn Uhlig a. a. O. weiter sagt, die Philologen, welche der stärkeren Betonung des Inhalts Widerstand leisteten, erfüllten eine heilige Pflicht gegenüber der deutschen Wissenschaft, so stelle ich dem den Satz gegenüber, daß derselben guten deutschen Wissenschaft diejenigen einen schlechten Dienst erweisen, welche die Mittelmäßigkeit dadurch fördern, daß sie einer weiteren stärkeren Hervorhebung des sprachlichen Elements das Wort reden. Auch wir wollen die „Oberflächlichkeit“ nicht fördern. Aber aus dem sprachlichen Üben muß doch auch einmal ein Können werden. Der Schüler muß sich soviel Fähigkeit den Text rasch zu erfassen, nicht etwa ihn zu erraten, angeeignet haben, daß der „mühsame Weg“ zu dem genauen Verständnis jedes einzelnen Wortes in rascherer Folge zurückgelegt werden kann. Wann soll denn da aus der Last Lust und Kraft werden?? Also ich meine, man braucht, ohne der philologischen Exaktheit und Gründlichkeit Eintrag zu thun, doch einmal die gute Sextanermethode noch nicht für die richtige Art in Prima zu halten. Wenn aber hervorragende Schulmänner von einer schweren pädagogischen Sünde sprechen, welche die Vertreter einer maßvollen Reform, einer Genauigkeit mit Interesse nach Kräften verbindenden Methode des höhern Unterrichts begehen sollen, so leisten sie nur der Mittelmäßigkeit in der deutschen Lehrerwelt, welche doch naturgemäß auch in unserm Stande einen nicht geringen Bruch-

Geschichte und der Gegenwart aufzudecken geeignet sind, ob wichtige Seiten des menschlichen Innenlebens dadurch zur zunächst äußeren und dann inneren Anschauung und zur Nachahmung gelangen können, ob die jugendliche Seele in ihrer besonderen Art und ihrem Wesen nach ein fruchtbares Wechselverhältnis zu ihnen eingehen mag, und endlich, welche Stellung sie in einem nach Klassen und ganzen Schulen zu einem planvollen nach- und nebeneinander geordneten Lehrplan (Konzentration) einnehmen. Auch hier soll übrigens betont werden, daß es sich immer, auch bei allen inhaltlichen Fragen, um ein Erarbeiten im eigentlichsten und strengsten Sinne des Wortes handelt. Diese Art der Arbeit, der wir schon vor Jahren das Wort geredet haben, erscheint uns füglich wertvoller als die leichtere, immer mehr mechanische des grammatischen Betriebs. Es läßt sich doch die Erfahrung machen — und mir schweben aus langen Jahrgängen lebendige Beispiele vor —, daß die unbedeutendsten Schüler, welche ganz unfähig sind, eine größere Gedankengruppe zu überblicken und darzustellen, einen Zusammenhang zu finden, oft die besten Extemporaleschreiber sind.¹

Nun gehören **Zeit und Verhältnisse**, welche den Philippicae zu Grunde liegen, ohne Zweifel nicht bloß zu den „interessanten“ — übrigens kein besonderer Grund für die eingehende allgemeine Beschäftigung in der Schule — sondern auch an und für sich betrachtet zu denjenigen, aus welchen sich für das Verständnis der römischen Geschichte, auch für die allgemeine Betrachtung ge-

teil ausmacht, den größten, freilich erwünschten Vorschub. Ernste Gedankenarbeit, Herausarbeiten einer deutschen Übersetzung soll man nicht identifizieren mit mechanisch-bequemem Hersagen von Formen und Regeln.

1) Hierüber haben ihre Erfahrungen zuletzt veröffentlicht: Frick, L. P. 27, S. 96 f. — Dettweiler, Kirchl. Monatsschr. X, 621 f. — Aus Schulbesichtigungs-Berichten, L. P. 28, 92 f., 96. Sehr lehrreich für eine bessere Art der Arbeit sind auch die Ausführungen von H. Schiller in „Schularbeit und Hausarbeit“. Übrigens hat schon ganz ähnliche Erfahrungen ausgesprochen E. Laas, Der deutsche Unterricht S. 34 ff.

schichtlichen Werdens und Gehens mancherlei gewinnen läßt, aber in einer ganz andern Weise wie uns der Redner schildert und in einem ganz andern Lichte wie er uns zeigt. Denn es ist eine Zeit des völligen Niedergangs, der Auflösung der bis auf den Grund verrotteten, sich selbst ihr Grab grabenden römischen Republik, also ein Wendepunkt in der Geschichte Roms und in der Völkergeschichte überhaupt. Solche Wendepunkte dürfen wohl als Marksteine in der Geschichte gelten und haben auch, auf ihre Elemente zurückgeführt, stets etwas Typisches. Denn gewisse gemeinsame Züge tragen sie zu allen Zeiten an sich. Typisch ist denn z. B. die Verblendung und Kurzsichtigkeit der starr das Alte bewahrenden Leute. Wie Cicero und der ganze Senat schwanken sie zwischen Entschlossenheit zum Widerstand gegen jede Neuerung und feiger, inkonsequenter Nachgiebigkeit, die wohl ihre Entschuldigung haben mag.¹ Neben wohlgemeinter Treue ist denn meist krasser Eigennutz, durch die lange Gewohnheit des Genusses und der Privilegien oft auch unbewußt, eine vorherrschende Eigenschaft. Vgl. I, 15: *alia est causa eorum, quorum silentio ignosco, alia eorum, quorum vocem requiro: quos quidem doleo in suspicionem populo Romano venire non modo metu, quod ipsum esset turpe, sed alium alia de causa deesse dignitati suae.* Über der Form, dem Doktrinarismus, wird vielfach der Geist, der die Form geschaffen, und der schöpferisch und umgestaltend, fortschreitend wirken darf und soll, mißsachtet. Die *boni* verschließen sich gegen offenbare Mißstände bewußt und unbewußt und fordern dadurch die wirksame Opposition geradezu heraus. Die Verhältnisse spitzen sich derart zu, daß schließlich nur Gewalt gegen Gewalt entscheidet. Es ist ferner typisch, daß in solchen Zeiten Religion und Sitte in den Hintergrund treten, daß eine gewisse Verschlechterung in der allgemeinen sittlichen Lebensanschauung ein-

1) V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit (Leipzig 1891) S. 76 sagt in dieser Hinsicht: Jede Partei ist verächtlich, die das Ruder des Staats, das sie Jahrhunderte hindurch geführt hat, schlaff aus der Hand gleiten läßt, statt so lange daran festzuhalten, bis es ihr mit überlegener Gewalt entrissen wird.

tritt und daß im Gegensatz zu dem Einfluß der eigentlichen, auswärtigen Kriege die erhabensten sozialen Tugenden in Vergessenheit geraten. Es ist ebenso typisch, daß in solchen Zeiten einzelne Männer entstehen, welche mit kühnem Wagemut die Schranken der Tradition überspringen und, nur gestützt auf das Recht ihrer Persönlichkeit und ihrer Erfolge (Cäsar, Augustus), oder auch durch Beispiel und Herrsch- und Geldgier (Antonius) verführt, sich an die Spitze des Staatsganzen zu stellen versuchen. Es ist ferner typisch, daß eines der wirksamsten Mittel, um den Willen anderer zu bestimmen, die Rede, dann eine besonders hervorragende Rolle spielt, unbeschadet der von Demosthenes wohl erkannten, ausgesprochenen und bethätigten Wahrheit, daß alle Reden nichts helfen ohne Thaten. Es ist typisch, daß das Volk als Masse sich schieben und wenden läßt und dem Neuen schließlic zujauchzt, überall dahin neigend, wo es den Vorteil erkennt. Und das Neue oder der neue Mann, der alsdann gewöhnlich in die Geschichte eintritt, ist wieder als typische Gestalt in seinem ersten Auftreten, Emporkommen und Obsiegen nicht fleckenlos, denn sein Weg muß ihn naturgemäÙ über Klippen, durch die Wogen des Bürgerkriegs führen, der ja immer besonders schreckliche Gestalt annimmt.¹ Typisch ist endlich der Kreislauf von Monarchie zu Monarchie, deren Herannahen unter den furchtbarsten Kämpfen uns hier vor Augen tritt.

Allein wie sich der unbefangene junge Mensch nur wider Willen in die Geschichte solcher Zeiten im Einzelnen vertiefen mag, eben weil für das Heldenhafte selten Raum darin vorhanden ist, weil es sich zunächst immer um häßliche *certamina potentium* handelt, ebensowenig wird man nun gerade mit ausführlicher Breite und Behaglichkeit vor den Zeiten des Heldentums diese heldenlosen Revolutionsjahre begünstigen. Sie werden stets behandelt werden müssen, damit ein Einblick in die geschichtlichen Ursachen und Folgen ermöglicht und das schließlic Gewordene so als fast notwendige Entwicklung erkannt werde. Es ist ja auch natürlich,

1) Tac. ann. I, 9 von Octavian: *ad arma civilia actum, quae neque parari possent neque haberi per bonas artes.*

bei jedem Volk und seiner Geschichte nicht bloß die Licht-, sondern auch die Schattenseiten hervortreten zu lassen. Würde uns doch ein Volk und eine Menschheit, die lauter vollkommene Körper und Teile und damit vorzugsweise, wenn auch nur im Schulunterricht, ideale Zeiten der Höhe und geschichtlichen Gröfse aufzuweisen hätte, gewiß unsäglich arm und leer und langweilig erscheinen. Allein der Jugend werden, selbst wenn man den Goetheschen Satz nicht ganz zugeben will, daß der schönste Gewinn des Geschichtsunterrichts die Begeisterung ist, doch immerhin die Zeiten vor allem nahe zu bringen sein, in denen für Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, für rechtes Volkstum und rechtes Menschentum gestritten worden ist, Zeiten, in denen man auch gelebt haben möchte, um Ähnliches wie die damaligen Menschen und Helden zu leisten. Die Wahrheit dieser Behauptung haben Tausende von uns selbst erlebt, als es uns in dem letzten großen Krieg wegen unserer Jugend noch nicht vergönnt war, dem Thatendrang, den die zur Nachfolge begeisternden Beispiele anfachten, zu genügen und mit hinauszuziehen. Und welcher gesunde deutsche Knabe, der heute patriotische, nicht chauvinistische, Lieder aus und über jene große Zeit spricht und singt, hat nicht das Gefühl: „Da möchtest Du auch dabei gewesen sein!“ Also solche Zeiten geschichtlicher Gröfse, selbstverständlich auch der Gröfse im Unglück, wo ja stets Vaterlandsliebe, Idealismus, Kraft und Tapferkeit, Wahrheitsliebe und Opfermut am hellsten gestrahlt hat, sind es, die auf das jugendliche, unverdorbene Gemüt einen packenden und deshalb bleibenden Eindruck machen, an denen, mag es sich auch um ferne Zeiten und fremde Völker handeln, die Pflege der Vaterlandsliebe in der selbstverständlichsten, ungezwungensten Weise vor sich geht, und die deshalb in der Schule, in welcher man das Subjekt des Schülers, sein Verhältnis zu dem Gegenstand des Lernens, das Entgegenrecken seiner jungen Seele zu ihm, seinen dauernden, liebevollen Umgang mit demselben nicht vornehm geringschätzt, mit größerer Vorliebe und ausführlicher zu behandeln sind. Denn die Schule soll zwar nicht in utilitaristischem Sinne dem

„Leben dienen,“ aber doch auch aus der Sphäre des Abstrakten, Menschlichen oder mehr Zufälligen in den Dienst der konkreten, menschlichen Gemeinschaft treten. Dazu gehört vor allem, daß sie ein Gemeinbewußtsein zu erregen oder zu fördern sucht, welches die dauernden, idealen Elemente des Daseins, die idealen Güter der Humanität wie des Volkstums zu rechten Realitäten umzuwandeln im stande ist.¹

Ergeben sich also schon aus allgemeineren Gesichtspunkten Gründe, welche die überwiegende Beschäftigung mit Verhältnissen der staatlichen Unordnung und sittlichen Auflösung, die fast ganz ohne den Ausgleich großer, selbstloser, von wahrhaft sittlicher Größe getragener Hingabe sind, nur in beschränktem Maße zulassen, so liegen in der besonderen Art und Weise, wie uns dieselben in den Philippicae entgegentreten, ganz besondere Bedenken. Denn Zeit und Verhältnisse sind unwahr dargestellt, und wer die oben bezeichneten typischen und deshalb wertvollen geschichtlichen Gesichtspunkte und Zusammenhänge aus ihnen erarbeiten wollte, müßte beständig den Autor in seiner Person und seiner Darstellung kritisieren. Dieser kann als starrer Vertreter der gefährdeten, bis dahin besitzenden Partei die drohende Auflösung, die er gar nicht erkennt, natürlich auch nicht recht kennzeichnen; er spricht als reiner Parteimann, dazu noch, wie wir oben nur andeuten konnten, als ganz hervorragend verblendeter, voreingenommener, eigensinniger, haßerfüllter Parteimann. Gerade die geschichtlichen Elemente, auf die es dem nach wertvollen Begriffen Suchenden ankommt, treten bei Cicero völlig zurück. Er kann nur in negativem Sinne als geschichtliche Quelle gelten. Das Zeitliche hat sich bei ihm fast in allen 14 Reden eben stets auf die gehafte Persönlichkeit des Antonius zugespitzt. Zudem umfassen die 14 Reden doch eigentlich nur eine kleine Spanne Zeit in der Reihe der die Monarchie vorbereitenden Kämpfe. Durch jedes Geschichtsbuch oder, wenn man einer möglichst viel-

1) Vgl. die schönen Auseinandersetzungen bei O. Willmann, Didaktik II, 36 f.

seitigen Quellenlektüre das Wort reden will, aus einem Dutzend Ciceronianischer Briefe¹ kann man diese Periode ohne einen grossen Zeitaufwand viel deutlicher, wahrer schildern oder auch die Kenntniss durch Selbstfinden erarbeiten lassen, als durch die philippischen Reden. Ich billige in dieser Beziehung durchaus, wenn O. Weissenfels² sagt, man wähle leider am liebsten jetzt aus, was für eine ganz kurze Strecke politischer und militärischer Geschichte von Bedeutsamkeit sei, ohne daß die betreffenden Schriftsteller sich nach dieser Seite nun besonders ergiebig zeigten, und suche sie nun durch die Interpretation nach jener Hinsicht nutzbar zu machen. Viel bedeutsamer sei das, was uns das Innere des antiken Menschen enthülle.

Es wird stets auch die Frage sein, ob man über dem nun einmal durch die *vis inertiae* Beibehaltenen und oft aus Widerspruchsg Geist und philologischem Eigensinn hartnäckig Verteidigten nicht viel Besseres und Wichtigeres vergifst. Hierbei spielt die Zeitfrage eine grosse Rolle, und da wird man doch allmählich der Ansicht zuneigen, daß die römische Litteratur selbst und, wenn diese, was wir schon im vorigen Heft für zulässig erklärten, noch gegen andere Disziplinen in den oberen Klassen an Pflege Einbuss erleidet, die griechische, deutsche, englische Litteratur erzieherisch wertvollere Zeiten und Verhältnisse aufzuweisen haben als die Zeit nach Cäsars Ermordung. Wenn man nicht gerade in das unsinnige, unkritische und unmoralische Loblied auf den Tyrannenmord einstimmen will, wenn man nicht in ganz unpädagogischer und zugleich das allgemeine Beste ohne Zweifel schädigender Manier Kritik, die bei jungen, unreifen Leuten stets zur After- und Hyperkritik wird, in die Schule tragen will, oder wenn man nicht Fachstudien nachgeht, die in ein historisches Universitätsseminar gehören und dort an unseren Reden mit grösstem Erfolge betrieben werden können, so wird an solchen Zeiten niemand ein liebevolles Interesse nehmen. Wie aber

1) Sie werden mit Recht auch in den neuen Lehrplänen empfohlen.

2) Z. f. G. W. 40, 659.

das Interesse leichter zur Überwindung einer jeden Aufgabe führt, als Gleichgültigkeit oder Widerwille, so sollte man doch auch diese Frage in der Schule bei der Auswahl des Lernstoffes, meinetwegen auch ohne „wissenschaftliche“ pädagogische Begründung, aber doch aus Gründen der Klugheit und der Erfahrung niemals außer acht lassen. Wir dürfen eben aus den exakten Wissenschaften lernen, wenn wir es aus unserer Erfahrung nicht thun wollen, daß die Dinge und Stoffe, welche wir in das Bereich unserer Thätigkeit, hier also der Lehrthätigkeit, ziehen, nur unter den Gesichtspunkten zu betrachten sind, auf denen diese unsere Thätigkeit beruht. Darnach wird man manches geschichtlich höchst „Interessante“ und manche Persönlichkeit als für die Schule minderwertig ansehen. Im übrigen muß noch hervorgehoben werden, daß gerade die Rede, welche doch wohl als der Typus der Philippicae gelten kann, die zweite, an allgemeinen historischen Gesichtspunkten trotz ihrer Länge und Berühmtheit am ärmsten ist.

Indem wir uns zur Betrachtung der **Persönlichkeiten** wenden, erinnern wir zunächst an das für uns Pädagogen so bedeutungsvolle Wort Th. Carlyles¹: „Wie ich es nehme, ist die allgemeine Geschichte, die Geschichte dessen, was die Menschen in der Welt vollbracht haben, im Grunde die Geschichte der großen Menschen, die hier wirksam gewesen sind. Sie waren die Führer der Menschen, diese Großen; die Bildner, Muster, und in einem weiten Sinne die Schöpfer von allem, was die Gesamtheit der Menschen überhaupt zu Stande gebracht hat. Alles was wir in der Welt fertig da stehen sehen, ist eigentlich das äußere leibliche Ergebnis, die thatsächliche Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, welche den in die Welt gesandten großen Menschen innewohnten.“ Und später²: „Große Menschen sind noch immer bewunderungswürdig; ich sage, es giebt im Grunde nichts anderes Bewunderungswürdiges! Ein edleres Gefühl als das der Bewunderung eines Höheren als er, wohnt nicht in der Menschenbrust.

1) a. a. O. S. 1 f.

2) a. a. O. S. 19.

Es ist zur heutigen Stunde, wie zu allen Stunden, der beseelende Antrieb im Menschenleben.“

Es liegt mir ferne zu behaupten, diese Bewunderung und diese Begeisterung sei bei all ihrer Wichtigkeit für die Entwicklung des jungen Seelenlebens das Einzige oder auch nur das Hauptsächlichste, was die Lektüre der alten Klassiker in dem Rahmen der modernen Jugenderziehung zu leisten habe. Es wird stets das Charakteristische des Gymnasiums in der Anleitung zu rechter Arbeit, in dem Herausarbeiten von Gedanken und Urteilen anderer und in dem dadurch gewiß bedingten sittlichen Wollen bestehen. Allein man sollte sich als Lehrer in dem Zeitalter der Schülerpräparationen und Übersetzungen doch nicht mehr der Thatsache verschließen, daß dies Arbeiten als erster Anfang wissenschaftlicher Thätigkeit nicht vorzugsweise in dem Übersetzen Wort für Wort und Satz für Satz besteht. Das hiefse sich und andere betrügen. Erfahrungsgemäß übersetzen auch bessere Schüler dann nur Wörter, höchstens Sätze, und verlieren ohne stete Anleitung den Zusammenhang. Nein, für die häusliche Arbeit werden wertvollere Thätigkeiten zu fordern sein. Es wird der Fehler der sogenannten alten Schule, der Mangel an einem einheitlichen Faden, an irgend einem „Kollektivinteresse,“ dessen Notwendigkeit bei der fremdsprachlichen Lektüre nicht bloß wir vielgeschmähten „Methodiker,“ sondern selbst überzeugte, offenkundige Anhänger¹ des Naturalismus in der Schule fordern, auf alle Weise zu vermeiden sein. Unter den mancherlei Aufgaben, welche man an die Selbstthätigkeit zur Belebung der Lektüre, zu ihrer denkenden Behandlung und dadurch zur besten Förderung der Schüler stellen mag, wobei wir sprachlich-stilistische zwar nicht in den Vordergrund stellen, aber auch nicht ausschließen möchten, sind solche, welche die vorkommenden Persönlichkeiten zum Gegenstande haben, verhältnismäßig die einfachsten, auch wohl die natürlichsten. Denn der Mensch ist in seinen äußeren Thaten das interessanteste und in seinem inneren Leben das wichtigste Erkenntnisobjekt. Diese

1) z. B. O. Jäger, aus der Praxis, S. 142 ff.

Erkenntnis soll aber nicht in der Weise erfolgen, daß man von den Männern der Geschichte abstrakt pathetisch redet. Denn dies giebt niemals fruchtbare Eindrücke.¹ Was von allem Unterricht gilt, daß die dadurch erzielte Einsicht nur dann wirklichen Wert besitzt, wenn sie nicht etwas bloß Mitgeteiltes, sondern etwas in der Seele des Schülers unter dessen Mitarbeit Entstandenes ist, das gilt in hervorragendem Maße auch von dem Teil des Unterrichts, der das sittliche Urteil zu bilden hat, dem Umgang mit den Persönlichkeiten der Litteratur und Geschichte.² Die Urteile über sie müssen dadurch, daß der Schüler sie selbst findet und erarbeitet, seine eigenen werden, wobei der Lehrer nur den rechten Weg zu zeigen, vor Abwegen zu bewahren und schließlich den Abschluß zu geben hat. Es erhellt daraus, daß es für das liebevolle Versenken des Schülers, für sein Interesse nicht gleichgültig und für die Urteils- und somit auch für seine Charakterbildung, wenn wir nun einmal diesen jetzt ja auch glücklich in Mißskredit gekommenen Ausdruck gebrauchen dürfen, von eminenter Bedeutung ist, welcher Art die Persönlichkeiten sind, deren Thaten und Denken er sich durch eingehende Selbstthätigkeit zu eigen machen soll. Es geht, denken wir, zugleich daraus hervor, daß diese Persönlichkeiten, um möglichst erzieherisch wirken zu können, große Männer sein sollen, so lange nur Geschichte und Litteratur deren besitzt. An ihnen und ihrem Ringen lernt der Knabe die Entwicklung des Menschen, des bedeutenden, in religiöser, moralischer und sozialer Hinsicht vorbildlich wirkenden Menschen, des Helden kennen. Denn „ein großer Mann nimmt zuerst persönlich eine große Entwicklung, dann wirkt er auf zahlreiche, auch ihrerseits nicht unbedeutende Individuen; darauf trägt seine Einwirkung sich fort in größere Fernen, in flachere Kreise, und zuletzt lebt im Munde der Zahlreichen, von denen seines Lebens Werk nicht mehr empfunden wird, sein Name.“³

1) W. Münch, Tagebuchblätter, S. 64.

2) Darüber handelt gut Ackermann, pädag. Fragen, II, 24.

3) W. Münch a. a. O. S. 64.

Es dürfte auch zugestanden werden, daß nur der auf das innerste Seelenleben einwirken kann — mag diese Einwirkung eine augenblickliche, sichtbare sein, wie sie der Lehrer als ideale Persönlichkeit ausüben sollte, oder mag sie von den Persönlichkeiten der Lehrgegenstände auszugehen haben —, der selbst ein reiches und starkes Seelenleben hat. Nur zu solchen Persönlichkeiten fühlt sich die heranwachsende und eben erwachsene Jugend derart hingezogen, daß sie die trotz alledem neben der Fähigkeit zu ernster Arbeit und Pflichterfüllung doch wohl für sie wertvollste Eigenschaft, die Fähigkeit zur Begeisterung, an ihnen erringt und erzeugt. Und da die Jugend geradezu ein Bedürfnis hat, sich zu begeistern, so ist es eine wichtige Aufgabe der geistigen Erziehung, dafür zu sorgen, daß dies unleugbare Bedürfnis auf wahrhaft begeisterungswürdige Gegenstände gelenkt, an ihnen geläutert und weiter genährt werde. Wird dies versäumt, so erlischt jenes Bedürfnis darum nicht, aber es heftet sich an rein äußerlich imponierende und innerlich geringwertige Dinge, an denen es geradezu einfältig erscheint und zu einer seelischen Schädigung führt.¹ So verstehen wir es auch, wenn Männer wie O. Frick² und H. Schiller³ in zahlreichen Arbeiten, die sie ohne Parteischablone und Engherzigkeit für mancherlei Einzelgebiete des Erziehungswesens und für die Theorie des Lehrplans überhaupt aus ihrer reichen Erfahrung heraus veröffentlicht haben, stets von neuem unter den wichtigen Lehrstoffen auch die Wichtigkeit der zur Anschauung und Behandlung gebrachten Persönlichkeiten betonen: „Sie bilden zugleich auch die Krystallisationspunkte für die sich herumlegenden Ringe und Kreise großer weltgeschichtlicher Ereignisse.“

Der Eigenart des Autors und seiner litterarischen Entwicklung nachzugehen wird an und für sich auf den höheren Stufen des Gymnasialunterrichts nicht umgangen werden dürfen. Kein ver-

1) W. Münch a. a. O. S. 73.

2) Namentlich L. P. V, 1 ff., XXVII, 71, XXVIII, 18.

3) Am ausgedehntesten in seiner Schrift: Die einheitliche Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts.

ständiger Lehrer des Deutschen wird es heutzutage unterlassen die einzelnen Werke von Schiller und Goethe in ihrer Bedeutung für die dichterische Entwicklung der Verfasser zu besprechen und die Hauptmerkmale anleitend aufsuchen zu lassen. Die Behandlung der politischen und psychologischen Probleme läßt zugleich einen Einblick in die fortschreitende Bildungsarbeit und die zunehmende Reife der Dichterhelden, in das Innenleben größerer, klassischer Menschen thun. Kann eine solche Einsicht nur auf einer höheren Stufe geistiger Aufnahmefähigkeit fruchtbar gewonnen werden, so darf als ein Beispiel mehr elementarer Vertiefung in die Persönlichkeit des Autors selbst die Lektüre von Cäsars gallischem Krieg gelten. Zwar wird in einer deutschen Schule Cäsar selbst nicht den Hauptkonzentrationspunkt für das sachliche Interesse bieten, sondern die vielfachen heimatlichen Beziehungen, allein auch des großen Feldherrn Persönlichkeit, sein kühner Unternehmungsgeist, seine überlegene Staatskunst, seine militärische Tüchtigkeit im Organisieren und Befehlen wird in passender Weise Veranlassung zu Aufgaben geben müssen, welche die Selbstthätigkeit fördern und erziehen. Es lag nahe, in der Zeit der mit vollem Bewußtsein wegen des stilistischen Bedürfnisses gepflegten Superiorität Ciceros diese an und für sich richtigen Grundsätze auf ihn zu übertragen. So hat F. A. Eckstein¹ ja bekanntlich seinen Kanon der zu lesenden Reden aufgestellt nach dem Grundsatz, daß dieselben entweder für die Geschichte Ciceros oder für die Geschichte Roms von Bedeutung seien. Er glaubte, daß der „Schriftsteller, der die lateinische Sprache zu der höchsten Vollendung geführt, die wissenschaftliche Darstellung recht eigentlich für die Römer geschaffen“ habe, auch seiner Persönlichkeit nach näher gekannt zu werden verdiene. Für die pädagogische, nicht geschichtliche Auffassung von Ciceros Persönlichkeit hat dagegen, so viel ich sehe, zuerst R. H. Hiecke² andere Gesichtspunkte aufgestellt und darauf hin-

1) Lat. Unterricht in der Schmidtschen Encyklopädie, S. 634 ff.

2) In dem trefflichen Aufsatz: Cicero und immer wieder Cicero? Reden und Aufsätze, herausgegeben von G. Wendt, S. 180 ff.

gewiesen, daß Cicero, auch wenn er trotz aller unmännlichen Schwächen eine edle Natur bleibe, seinem Wesen nach bei immer erneuter und wahlloser Betrachtung für den Schüler unmöglich sittlich wohlthuend und erhebend sein könne. Damit wollen wir durchaus nicht behaupten, daß sich seine Schriften überhaupt nicht zur Jugendbildung eignen. Mag man auch die Lektüre des Cicero in unserem Sinne einschränken wollen und müssen, stets wird eine Anzahl seiner Werke, ganz abgesehen von der mustergültigen Form, die doch auch ihr Recht in den Schulen behaupten wird, der Jugendbildung sich dienstbar erweisen können. Allein da, wo es sich im wesentlichen darum handelt, Ciceros Persönlichkeit bei der Schriftstellerlektüre in den Vordergrund zu stellen, wird eine gesunde Pädagogik Bedenken tragen, dies zu thun. Denn seine Person kann nur der gereifte Mann recht würdigen. Die Jugend vermag im allgemeinen ein mildes Urteil über einen so schwankenden, wenn auch mit der Entschuldigung durch die eigenartigen Verhältnisse schwankenden Charakter nicht zu fällen. Zudem ist sie gar nicht in der Lage, geschweige denn, daß sie sich durch Interesse und Lust von innen heraus dazu gedrungen fühle, die vielfachen Konflikte, in welche namentlich der Ehrgeiz in moralisch gesunkenen Geschichtsperioden hineingerät, und die oft dämonischen Versuchungen, welche auch bei ursprünglich edlen Naturen in der Sophistik des menschlichen Herzens nur zu viel Anhalt finden,¹ zu erfassen, zumal bei einem Manne, dessen ganzes Innenleben ihr zu sehr verschlossen ist. Hier kann auch alles Eingreifen des Lehrers nichts helfen, er wird der Jugend gegenüber als Partei gelten, wenn er versucht, ein gerechteres und milderes Urteil an sie heranzubringen. „Und wenn es ihm nicht gelingt, läuft er dann nicht Gefahr, abgesehen davon, daß er für seinen Schützling Cicero nichts ausgerichtet, auch seinem eigenen moralischen Kredit Eintrag zu thun?“ Wer dies leugnet, der leugnet damit zugleich den Wert der Apperzeption, oder er hat nie sich bemüht, sich mit

1) R. H. Hiecke a. a. O. S. 182 f.

dem eigentlichen, unverdorbenen jugendlichen Seelenleben vertraut zu machen. Lust- und Unlustgefühl bestimmen und bedingen überall die Stärke des Interesses, überall wirkt der Wille entscheidend mit.¹ Sobald der Unterrichtsgegenstand dauernd oder vorzugsweise das Gefühl der Unlust erzeugt, kann er nur äußerliche Wirkung auf den Verstand haben, einen Gehorsam wohl erzwingen, aber den inneren Menschen vermag er dauernd nicht zu bestimmen und ist deshalb jedenfalls von untergeordneter Bedeutung für die Erziehung. Nun hat man freilich gesagt, auch Männer wie Hiecke,² außer in den Verrinen habe sich Cicero am meisten in den Philippiken als Mann gezeigt. Die erste Rede namentlich soll nach neueren Verteidigern³ eine tapfere Gesinnung zeigen, die manches Vergehen früherer Tage vergessen lasse. Allein mag man noch so sehr mit der bequemen Liebe der Gewohnheit urteilen, nach dem Material, das wir oben skizzierend beigebracht haben, glauben wir nicht, daß der Cicero der ersten und zweiten Philippika als eine sittlich wohlthuende und deshalb pädagogisch verwertbare Persönlichkeit dasteht. So wenig er im Leben eine wirkliche Gröfse war, oder ein reformatorischer Charakter, welcher durch die Macht seiner Persönlichkeit über persönliche Schwächen hinwegsehen läßt, so wenig ist er es auch dort; vielleicht gerade in den beiden ersten Philippiken, falls man sie einfach nebeneinander hält, wie es fast dogmatisch üblich geworden ist, am allerwenigsten. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß in allen folgenden Reden, wenn man über die beiden ersten ganz wegsieht, Ciceros Persönlichkeit viel erhabener und versöhnender dasteht als in den ersten, wenn auch die älteren Methodiker, wie F. A. Eckstein, die späteren gar nicht in Betracht ziehen wollten. Einige kurzen Zusammenfassungen neben dem oben Beigebrachten mögen dies erhärten.

Daß Cicero als *homo novus* mit einer an den Parvenu streifenden Kurzsichtigkeit „sich an eine verdorbene Aristokratie an-

1) H. Schiller, Handb. d. prakt. Päd., S. 94 f.

2) a. a. O. S. 187.

3) Fr. Aly a. a. O. S. 151 ff.

schloß, die wahrlich dem Staate keine Rettung bringen konnte und in der er doch das Heil des Staates sah,¹ wollen wir ihm hier nicht allzusehr zum Vorwurf machen;² als ein „großer“ Mann zeigte er sich dabei ganz entschieden nicht; namentlich verliert er in dieser Hinsicht gegenüber der geschichtlich unumgänglichen und pädagogisch wertvolleren Persönlichkeit des Augustus so viel, daß ihm höchstens das Mitleid über seine Verblendung zu teil wird, das mit dem tragischen Mitleid nichts zu thun hat. Denn wir können uns nicht in dieselbe Lage denken. Jedenfalls wird es der Jugend schwer, hierzu das rechte Verhältniß zu finden. Bedeutsamer scheint mir, daß der Mann, mit dem wir die Jugend bislang noch so intensiven Umgang pflegen lassen, in dem Wechselverhältniß der ersten beiden Reden und der besonderen Art der zweiten die Eigenschaft der Wahrhaftigkeit so sehr vermissen läßt, den Sinn, dessen Pflege doch mit Recht als eine Hauptaufgabe einer jeden Schule bezeichnet, als *εἰς οἶκον ἀριστος* gepriesen wird, dessen Erweckung ja gerade als dem Gymnasium mit seiner den Geist zu schaffender, nicht bloß empfangender Thätigkeit rufenden intensiven Beschäftigung mit den alten Sprachen und besonders mit dem Lateinischen vor allen anderen Anstalten eigentümlich hingestellt wird. Auch die Beschäftigung mit dem Inhalte ist eine im höchsten Maße schaffende Thätigkeit, und es kann nicht gleichgültig sein, wie gerade jener wichtige Sinn sich in den Persönlichkeiten der Lektüre zeigt. Wenn wir uns also mit O. Jäger³ darin einig fühlen, daß mit der Pflege des Wahrheitssinnes der Politik und dem Vaterlande einstweilen am besten gedient ist, so verwerfen wir zunächst jeden näheren Umgang mit unwahren Persönlichkeiten.⁴

1) Hiecke a. a. O. S. 180.

2) In der röm. Rhetorenschule war es ein beliebtes Thema für die Anfangs-Deklamationen der Schüler, wie sich Cicero hätte verhalten sollen. S. Seneca suasor. 6. 7.

3) Zuletzt in seiner Rede auf der Münchener Philologen-Versammlung.

4) Darüber spricht gut H. Kern, Grundriß der Pädagogik 3. Aufl. S. 38 ff. Daraus ist hervorzuheben: „Mit denen, die vor uns gelebt haben,

Und wie wir die Schüler, die gegen dies Sittengesetz verstossen, bis zur Entfernung aus dem Schulganzen bestrafen und dadurch ihre Wirkung auf die Gesamtheit unschädlich zu machen für eine Lehrerpflicht halten, so halten wir es geradeso für Pflicht, so lange wir nicht der Abschreckungstheorie Rousseaus huldigen, ihnen auch für ihren geistigen Umgang, für ein Heimischwerden, so viel an uns liegt, nur Männer der Wahrheit zu bieten. Zu diesen gehört, wie wir bewiesen zu haben glauben, der Cicero der *Philippicae* gewiß nicht. Dafs die Politik nicht immer mit lauterer Mitteln arbeitet, ist Thatsache, aber diese Thatsache darf doch nicht dazu führen, dafs man die Unwahrhaftigkeit nun gerade in der Schule als hervorstechende Eigenschaft eines hervorragenden Mannes in einer grofsen Angelegenheit hervorhebt oder herausarbeiten läfst. Wir haben oben des öfteren darauf hingewiesen, dafs das Innenleben des antiken Menschen in seiner schlichten Gröfse und Hingabe hervorragenden Wert habe. Aber gerade diese Wahrheit zwingt uns, so offenkundige Heuchelei von der Schule fernzuhalten. In welche Lage will sich hier der Lehrer versetzen? Will er darüber hinweggehen, so verstöfst er selbst gegen den Wahrheitssinn, den er wecken soll, und wird sich beinahe des Rechts und der Fähigkeit begeben, auf die in solchen Dingen überaus feinfühligte Jugend in der rechten Weise einzuwirken. Welchen Eindruck mufs es machen, wenn in Goethes *Iphigenie* das reine Heldentum des Weibes, das neben ihrer Glaubensgewifsheit vor allem in ihrer Wahrhaftigkeit¹ besteht, in vollendetster Weise ge-

können wir nur dadurch umgehen, dafs wir, was uns von ihrem Leben erzählt wird, mit ihnen nachzuleben suchen, und dafs wir uns hineindenken und hineinfühlen in die schriftlichen Aeufserungen ihrer Gedanken, Gefühle und in die künstlerischen Werke, die sie uns hinterlassen haben.“

1) Vgl. namentlich 4. Aufz., 1. Scene: O weh der Lüge! sie befreiet nicht, | Wie jedes andre wahrgesprochne Wort, | Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet | Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt, | Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte | Gewendet und versagend, sich zurück | Und trifft den Schützen.

V, 3: Wenn Ihr wahrhaft seid, wie ihr gepriesen werdet, | So zeigt's durch euern Beistand und verherrlicht | Durch mich die Wahrheit!

schildert wird, wenn der Lehrer des Deutschen in schlichter und ernster Weise diese *γενναίότης* in ihrer besonderen Art und Wirkung hervorgehoben hat, und der Schüler nun daneben das durchaus unwahre Bild politischer Journalistik (s. v. v.) und Verdrehung sieht? Und wenn man leugnen will, daß die innere Anschauung in der Weise von dem Umgang in Litteratur und Geschichte beeinflusst wird, daß ein Mit- und Durchleben, ein Nachahmungstrieb hervorgerufen wird, so sollte man doch nicht das Unlustgefühl gesunder Jugend dieser besonderen Art von Unwahrhaftigkeit gegenüber, die in der zweiten Rede etwas menschlich Verächtliches, weil Feiges an sich hat, gering anschlagen. Die Jugend würde dann in dem Lehrer, der den häßlichen Fleck wegzuwischen sich bemühte, den Wahrheitssinn, für den sie überall erzogen werden soll, vermissen, und ich denke, diesen Zweifel an der lauterer Aufrichtigkeit des Lehrers und Erziehers wollen wir doch alle fernhalten. Auf den deutschen Gymnasien wird leider durch hundert offene Thüren und falsche Traditionen der Schülergenerationen, durch die bequeme Gelegenheit und die — last not least — verkehrte Methode genug gegen die Wahrheit gesündigt. Hüten wir uns an unserem Teil dem Vorschub zu leisten!

Irren ist menschlich, und es ist echt tragisch und daher erzieherisch vom allerhöchsten Werte, wenn die Kurzsichtigkeit des irrenden Menschen gegenüber der unerforschlichen, ewig waltenden Gottheit dargestellt wird. Allein Cicero irrt zwar menschlich, aber ohne daß jener Ausblick in eine höhere, unsichtbare Führung uns irgendwo in den philippischen Reden entgegentritt. Er ist aus diesem und vielen andern Gründen also auch kein tragischer Held, dessen Untergang unser Mitleid und unsere Furcht hervorrufen und uns deshalb erheben könnte. Er fällt eben wie Unzählige in wirren Zeiten ohne Plan und ohne daß wir sagen müssen: so mußte es kommen. Eine Katharsis fehlt ganz. Die psychologischen Probleme, die uns etwa die Betrachtung seiner Wandlung und Entwicklung vom vorsichtigen Advokaten bis zum thesitiesartigen Schmähredner (II. Phil.) und dann zum unermüdlichen Aneiferer des Volks und Senats gegen den Todfeind dar-

Pl!
cramp.
24/2!

bieten könnte, sind doch auch gar zu dürftig, denn sie sind eben keine Probleme. Es finden keine inneren Kämpfe statt, alles ist alltäglich, gewöhnlich, sobald man die ganze Angelegenheit nach Absicht und Ziel näher ins Auge faßt.

Ganz anders ist der Cicero der späteren Reden. Und wir verstehen es vollkommen, wenn E. R. Gast nunmehr in seiner Sonderausgabe die I., IV. und XIV. Rede empfiehlt. Es ist gar kein Zweifel, daß der Schüler hier den Cicero wenigstens ohne jene Unwahrhaftigkeit kennen lernt; hier ist er nur Kämpfer gegen Antonius in dem oben berührten Sinne des Erhabenen. Allein wir hegen doch ein Bedenken gegen diese Lektüre, soweit Ciceros Persönlichkeit in Betracht kommt, wenn wir auch den vorgeschrittenen didaktischen Takt des Herausgebers in vollstem Maße anerkennen. Die philippischen Reden sind im Kampf gegen Antonius ein Ganzes, und es hiefse eigentlich sie in ihrer Eigenart abschwächen, wenn man die charakteristischste, die zweite, wegnähme. Denn dann hätten wir gar nicht den wirklichen Cicero, wie er in jenem Kampfe sich zeigte, sondern aus Schonung für den Meister des Stils hätten wir dem Schüler etwas Wesentliches verborgen. Wir hätten dann auch nicht den eigentlichen Typus der Philippicae. Immerhin wollen wir gerne zugeben, daß diese Art von Behandlung fruchtbar gemacht werden kann, ohne daß sich der Schüler, wie es nun heute wirklich und natürlich, weil jugendlich berechtigt ist, geradezu von einem Widerwillen gegen Cicero erfaßt fühlt.¹ Denn es ist das Merkwürdige, daß die großen Worte, die Cicero in seinen Reden immer gebraucht, von den denkenden Schülern, auch ohne daß sie Th. Mommsen gelesen haben, nicht als selbstlos und edel, nicht als innerlich wahr angesehen werden. An dieser Thatsache vorübergehen, hiefse sich verblenden gegenüber einer Gefahr. Denn es ist allerdings eine Gefahr, wenn wir denkende Schüler zwingen, jahrelang mit Widerwillen sich mit einem Gegenstand zu beschäftigen.

1) P. Gülsfeldt, die Erziehung der deutschen Jugend S. 84, sagt ganz mit Recht: Die aufgezwungene Begeisterung widerstrebt der Jugend.

Es entfremdet uns und den humanistischen Studien die Knaben jetzt und die Männer später. Hier ist nicht die Abneigung zur Arbeit schuld. Unsere Schüler lernen im großen und ganzen viel williger, als man nach manchen Jeremiaden von gewöhnlich schlechten Lehrern glauben sollte. Auch nicht die Abneigung gegen die „strenge Logik der lateinischen Sprache“. Das kann man erkennen, wenn man ihnen andere Kost in recht schwerer Sprache bietet. Es ist vielmehr wohl das Phrasenhafte und Schauspielerische, die Selbstverherrlichung, der Gegensatz zwischen Wort und That, das Weinerliche, was den Knaben in vielen Reden Ciceros abstößt und ihm vor allem den Autor widerwärtig macht. Ich erlaube mir diesen Zug unserer deutschen Gymnasialjugend, die instinktiv Kraftvollem und innerlich Wahrem nachstrebt, nicht zu bedauern.

Ergo: Der Cicero der philippischen Reden ist keine Persönlichkeit als Held und Mensch, welche in ihrer Eigenart, in ihrem Werdegang, in ihren äußeren und inneren Handlungen für die Jugenderziehung, für ein liebevolles Sichversenken, für ein Mitleben oder Mitleiden geeignet ist. Er ringt und leidet nicht innerlich, wie etwa Götz v. Berlichingen bei Goethe, mit dem man ihn wohl äußerlich vergleichen könnte, da ja beide die unglücklichen Vertreter einer sinkenden Zeit sind, die die neue Zeit entweder nicht verstehen oder überhaupt gar nicht herankommen sehen. Sein Sturz ist menschlich und politisch allein schon durch die übermäßigen Schmähungen gegen Antonius in der zweiten Rede begründet. Auch heute würde der beste Christ solche Angriffe nicht ohne weiteres hinnehmen. Der gewissenlose Heide liefs den persönlichen Feind als politischen Gegner einfach ermorden.

Aus dem Gesagten dürfte sich ergeben, daß die Schriften Ciceros, in denen seine Persönlichkeit dem übrigen Gedankeninhalte gegenüber zurücktritt, den Vorzug verdienen.

Wenn man nicht auf dem rein geschichtlichen Standpunkt steht, so kann als einzige Persönlichkeit, welche als solche in den Philippicae die anderen überragend hervortritt, nur noch **Antonius** gelten. Denn diese anderen sind nur Nebenpersonen. Es

wäre freilich von eminentem Interesse nicht nur, sondern auch im Sinne einer Verfolgung des Entwicklungsganges des August wertvoll und nützlich, diesen als einen Konzentrationspunkt zu betrachten. Wir gestehen offen, daß unseres Erachtens hiermit allein die Lektüre der Philippicae, falls nicht rein formale Gesichtspunkte dafür maßgebend sein sollen, aufrecht erhalten werden kann. Allein dieses Nachgehen würde bei dem sonst überwiegenden Material leider nicht über überschwengliche und deshalb unwahre Lobpreisungen über das erste Auftreten Octavians hinauskommen und deshalb für sich allein eine so intensive und extensive Beschäftigung kaum rechtfertigen. Es läßt sich freilich der eine Satz, aber nur der eine herauslesen, daß die Verhältnisse den jungen Erben Cäsars von vornherein in die Laufbahn hineinzwang, die mit dem Prinzipat ihren Höhe- und Endpunkt erreichte. Auch hier wird die Lektüre einiger Briefe, von Tac. ann. I Anfang, der Horazischen Oden und namentlich auch Epoden eine bessere Einsicht in diesen Werdegang einer Herrscherpersönlichkeit gewähren. Antonius dagegen ist überall in den Reden Mittelpunkt des Interesses, seine Persönlichkeit wird von der frühen Knabenzeit an in ihrer öffentlichen und privaten Thätigkeit verfolgt, ganz anders etwa als dies mit Philipp von Macedonien bei Demosthenes geschieht. Der die athenische und griechische Freiheit bedrohende König behält auch in der Beleuchtung durch seinen großen Gegner stets den Nimbus einer wahren Herrschernatur, die mit geistiger Überlegenheit rücksichtslos ein großes Ziel verfolgt und alle Volkskräfte in Bewegung zu setzen versteht. Wirkliche Greuelthaten, oder gar Schmutzgeschichten, grobe Unsittlichkeiten bleiben dort dem Leser so gut wie erspart. Es ist eben nur der auswärtige Feind, der mit festem Plan und Ziel seinen erhabenen Willen einem andern Willen gegenüber setzt und ein Volk in seiner Nationalität bedroht. Wie anders Antonius! Seine Persönlichkeit ist aus zwei Hauptgründen für eine eingehende Behandlung in der Schule, wie sie die Lektüre von mehreren philippischen Reden notwendig machen müßte, zu verwerfen:

1) ist das Bild, das wir bei Cicero von ihm erhalten, ein getrübbtes und vielfach eine Karikatur. Aus dieser von Partei-

leidenschaft gefälschten Zeichnung die wahren geschichtlichen Umrisse herauszuarbeiten, ist eine Aufgabe, welche die Kräfte der Schule in Bezug auf Zeit und Geisteskraft weit übersteigt. Nähmen wir dagegen wieder den Antonius so an, wie wir ihn vorfinden, so wäre das ein Verstofs gegen die Wahrheit, der nicht nur, was ein verhältnismässig geringer Fehler wäre, in dem angehenden Jüngling eine Erziehung zu gedankenlosem, urteilslosem Hinnehmen des gesprochenen oder gedruckten Wortes, zu einem ganz falschen Autoritätsglauben zur Folge haben müfste, sondern der auch, wie wir oben schon bei Cicero ausführen konnten, früher oder später den Glauben an die objektive Wahrheit der Unterrichtsarbeit erschüttern und damit eine Grundlage unseres Bildungswesens zerstören müfste.

2) Wenn das, was wir oben über den Wert des Umgangs mit Persönlichkeiten für die Jugendbildung sagten, einen Schimmer von Berechtigung hat, wenn es namentlich auch die grofsen psychologischen Vorgänge, gekleidet in die Heldenthaten eines Menschen, sind, die uns und besonders den Knaben und Jüngling ergreifen und packen, so ist es notwendig oder doch, wenn nun einmal ein „mufs“ oder „darf nicht“ anstöfsig erscheint, wünschenswert, dafs die in der Schule mit besonderer Vertiefung behandelten Persönlichkeiten der Mehrzahl nach wirklich grofse, mindestens in ihren Zielen edle, in ihren Thaten schöpferisch wirkende Helden sind. Dahin gehört weder der Antonius der philippischen Reden, noch der Antonius der Geschichte, wie aus dem oben kurz zusammengestellten Material schon hervorgeht. Der eigentliche Geschichtsunterricht genügt vollkommen, um seine geschichtliche Bedeutung als eines Vorläufers der Monarchie, als eines Zwischengliedes zwischen dem alten und dem jungen Cäsar zu kennzeichnen. Bei näherer Bekanntschaft verliert er nur, und als römische Persönlichkeit im Sinne des Naiven oder Vornehmen kann er überhaupt nicht gelten. Auch Verbrecher in der Weltgeschichte und Literatur können von hohem Werte für die Erziehung sein. Man braucht da noch nicht dem innerlich unwahren Grundsatz zu huldigen, der Jugend solle die Geschichte lehren, dafs die Tugend

triumphiere und das Laster untergehe. Die Jugend soll im allgemeinen die Persönlichkeiten, wie sie sind und waren, in ihren Gedanken und ihrer Entwicklung verstehen lernen. Dies ist ein Teil geschichtlicher und menschlicher Erkenntnis. Wollte man nur ideale Menschen vorführen, so wäre das, wie wir schon betonten, eine bedenkliche Einseitigkeit. Allein Antonius ist weder ein Wallenstein, noch ein Fiesko, noch ein Karl Moor, deren Verschuldung und Untergang typisch ist und uns ergreift. Die Gewissenlosigkeit im öffentlichen und Privatleben, die für den Leser der philippischen Reden nun einmal nicht wegzuwischende gemeine Sinnlichkeit, kurz die gemeinen Eigenschaften des Antonius überwiegen alles andere und sind für eine Einwirkung in erzieherischem Sinne wertlos. A. Weissenfels hat vollständig recht, wenn er in seinem gedankenreichen Aufsatz, Z. f. G. W. 40, 603, sagt: „Das Wichtigste für die Jugendbildung aus dem römischen Leben ist das Bild des römischen Mannes mit seiner Würde, seinem unerschütterlichen Pflichtgefühl, seiner steten Bereitwilligkeit, die volle Kraft mit Vernachlässigung selbst seiner heiligsten individuellen Interessen dem Ganzen zu opfern“. Und wenn es auch wahr ist, daß die Selbstsucht die Triebfeder des römischen Volkes im ganzen Staatsorganismus war, so folgt daraus noch nicht, daß die Männer, die für sich von derselben Triebfeder angestachelt wurden, wahre Vertreter des römischen Wesens sind mit seinem in dem eben bezeichneten Sinne für die Jugendbildung vorzüglich geeigneten, unermüdlich auf die Größe des Ganzen gerichteten Nationalgefühl.¹ Ideale Persönlichkeiten können ebensowenig in der Wirklichkeit vollkommen existieren wie Zustände. Ideale müssen notwendig allezeit weit abliegen von der Wirklichkeit. Aber irgendeine, nicht allzu ferne Annäherung darf man wohl überall fordern, wo es gilt, das Wesen einer Sache,

1) Wollten wir ohne Rücksicht auf derartige Erwägungen im Unterricht verfahren, so hätte „Rembrandt als Erzieher“ nicht unrecht, wenn er S. 71 klagt: „Die wesentliche Wirksamkeit der heutigen Gymnasien besteht darin, ihren Schülern für zeitlebens das Altertum zu verleiden. Dies ist eine verderbliche Thätigkeit, denn sie führt mindestens zur Halbbildung und vielfach zur Roheit.“

das Gute, Begeisternde zu erfassen. Überdies hoffen wir auf Zustimmung, wenn wir es für die Jugenderziehung für „wünschenswert“ erklären, daß der Jugend die schlimmsten Tiefen des menschlichen Lebens, die dem Ausgereiften nicht erspart bleiben, aber auch von ihm allein in ihrem wirklichen Wesen erfaßt werden, nicht allzu nahe gebracht werden. Wer also, wie es bei Antonius der Fall ist, für das Leben seines Volkes so gut wie nichts geleistet, nichts dazu beigetragen hat, es mit schönen Thaten zu ehren, es durch Einrichtungen auf dem Gebiete der staatlichen Ordnung zu festigen, es mit großen und guten Gedanken zu bereichern, der kann in der historischen Würdigung wie in der Erziehung immer nur einen untergeordneten Rang einnehmen; er kann im letzteren Sinne eigentlich nur als Bild des notwendigen Widerstands gelten, an dem das Gute sich übt, um durch den Gegensatz um so heller zu leuchten.¹ Man braucht gar nicht alle Verstiegheiten der Zillerschen Schule mit ihrem Haschen nach Gesinnungsstoffen mitzumachen und kann doch der Ansicht sein, daß der Zögling sich möglichst in die betreffende Lage versetzen müsse und dann die Ereignisse wie die Handlungen der Hauptpersönlichkeiten als ein teilnehmender Zuschauer oder selbst als Mitüberlegender, Mitarbeitender, Mithandelnder miterlebe.² Und wenn man es, unseres Erachtens mit Recht,³ für einen groben Materialismus hält, von dem Unterrichtsstoff alles zu erwarten, und in der persönlichen Einwirkung des Lehrers, im Anschluß an die Lektüre der alten Schriftsteller, das beste Mittel der Erziehung sieht, so kommt es erst recht darauf an, daß die Persönlichkeiten, die in Frage kommen, auch in ihren Fehlern eine Anknüpfung an allgemein menschliche Verhältnisse zulassen. Aber auch dies trifft bei Antonius nicht zu. Denn es ist eine sittlich verdorbene Persönlichkeit, wie sie eben Revolutionen allezeit hervorbringen. Das Studium der Revolutionen kann nach allen Seiten hin außerordentlich belehrend sein. Denn

1) Gut darüber Fr. Paulsen, System der Ethik S. 256 f.

2) S. oben S. 9.

3) Das spricht z. B. Fr. Paulsen, Gesch. des gel. Unterr. S. 776, aus.

sie enthalten einen sehr reichen kulturgeschichtlichen Bildungsinhalt, wenn man ihren Gründen und Veranlassungen, namentlich in sozialer Hinsicht, ihrem fast typischen Verlauf und der fast mit Naturnotwendigkeit darauf folgenden Reaktion nachgeht. Aber die Träger der Revolution sind oft, ja fast immer in der Weise des Antonius nur die äußerlich wirkenden Vertreter einer Menschenklasse, deren nähere Betrachtung uns mit Widerwillen erfüllt. Wir stehen hier durchaus auf dem Standpunkte des kaiserlichen Erlasses vom 13. Februar 1890, betr. die Abänderung der Lehrpläne des Kadettenkorps, der verlangt, daß der Schüler vor allem für Heldentum und historische Gröfse empfänglich gemacht werde. Wir schliessen uns in dieser Beziehung auch durchaus O. Frick an, wenn er immer wieder davor warnt, die Zeiten des politischen und sittlichen Niedergangs und die Persönlichkeiten von unzweideutiger Unsittlichkeit in der Weise zu bevorzugen, wie es die gewohnheitsmäfsig beibehaltene, übermäfsige Lektüre Ciceronianischer Reden thut. An Personen, die keinen Charakter haben, kann man ebensowenig Charaktere bilden, wie ein Lehrer, der keinen Charakter hat, auf seine Zöglinge einen sittlich bestimmenden Einfluss zu gewinnen vermag. Der Humanismus ist deshalb für das tiefere ethische Bedürfnis unfruchtbar geblieben, weil sein Lebensideal nur ästhetisch, also mehr formal war und daher die Freudigkeit der Seele nicht aufkommen liefs, die ja nach dem schönen Wort L. Wieses¹ der fruchtbarste Boden für Arbeitslust und -kraft ist und die Jugend auch Anstrengung nicht als beschwerlichen Druck empfinden läfst. So zweifelhafte Individuen und Revolutionäre zweiten Ranges wie Antonius haben nur dann Raum in der Lektüre der Gymnasien, wenn diese durch die Menge bedeutsamer Anschauungen und Begriffe, die etwa noch vorhanden sind, oder durch die litterarische Wichtigkeit des Schriftwerks, falls es etwa der besondere Typus einer für die Bildungsaneignung unumgänglich notwendigen Gattung ist, oder durch ganz außerordentliche Schönheiten in der Form jene ganz zurücktreten läfst.

1) Ideale und Proteste S. 10.

IV. Gattung (Typus) und ihr didaktischer Wert, Geschichtsquelle.

Indem wir der Kürze halber in Bezug auf allgemeinere Erörterungen auf das verweisen, was wir im ersten Hefte dieser Untersuchungen (die Rede pro Rosc. Am.) S. 33 ff. ausgeführt haben, beschränken wir uns hier darauf, für das Typische der Philippicae zunächst festzustellen, daß sie als Muster teils des genus deliberativum, teils des genus demonstrativum, die zweite besonders als ein Beispiel der Invektive gelten können. Beide genera fallen ja in Bezug auf die allgemeinen Gesichtspunkte, die die alte Rhetorik beobachtete, so ziemlich zusammen. Alle enthalten die typisch gewordenen Hauptteile und deuten diese teilweise sehr klar und durchsichtig an. Das Muster einer solchen Einteilung bietet namentlich die erste Rede, deren erster Satz in klassischer Kürze exordium, propositio und partitio giebt: *antequam de republica dicam ea, quae dicenda hoc tempore arbitror* (II), *exponam vobis breviter consilium et profectionis* (Ia) *et reversionis meae* (Ib). In ähnlicher Weise giebt Cicero am Schlusse der Einleitung der zweiten Rede § 3, wenigstens in allgemeinen Zügen, die partitio: *Cui priusquam de ceteris rebus respondeo* (II), *de amicitia, quam a me violatam esse criminatus est, quod ego gravissimum crimen iudico, pauca dicam* (I), und genauer § 43: *Jam enim, quoniam criminibus eius respondi* (I), *de ipso emendatore et correctore nostro quaedam dicenda sunt* (II). Gleiche Vorzüge in Bezug auf eine übersichtliche Disposition weisen auch fast alle übrigen Reden auf und sind durchaus geeignet durch die Übung des Auffindens und durch das Anschauen klarer Komposition nach dieser formalen Seite hin die üblichen Dienste zu leisten. Die späteren sind allerdings weniger schulmässig als die beiden ersten, aber gerade in ihrer oft mehr referierenden Art mit ihrem immer wiederkehrenden Ceterum censeo durchaus Bilder der wirklich gesprochenen parlamentarischen Rede.

Die Beweisführung ist oft sophistisch und advokatenhaft. Man kann daraus nur die Lehre ziehen, daß die Gewohnheit, schwache Gründe durch rednerisches Pathos zu ersetzen, aus dem

Anwaltszimmer auf die politische Bühne gebracht, der Politik und ihrer edleren Betreibung nicht förderlich ist. Die boshaftesten Unterstellungen müssen öfters herhalten, damit das Ziel, den Antonius überall in Mißkredit zu bringen, erreicht werde. Als Beispiel möge der Schluß II, § 5 gelten, da er die Haltlosigkeit der Ciceronianischen Beweisführung in ein besonders helles Licht zu setzen geeignet ist. Cicero will dort zeigen, daß weder er noch irgendein anderer dem Antonius oder dem Cäsar Dank dafür schulden, daß sie nach der Schlacht bei Pharsalus begnadigt wurden. *Quod si esset beneficium*, fährt er in größter Naivetät fort, *numquam, qui illum (Caesarem) interfecerunt, a quo erant conservati, quos tu clarissimos viros (!) soles appellare, tantam essent gloriam consecuti!* Vgl. dazu auch II, 116 und oben S. 40 ff.

Von den drei Gesichtspunkten, aus denen nach Aristoteles die Beweisgründe zu entnehmen sind, dem Ehrenhaften, Nützlichen und Gerechten, ist zweifellos am geeignetsten zur Empfehlung für die Lektüre in der Schule der der Ehre.¹ Wir lassen z. B. bei jeder Rede des Demosthenes oder im Thukydides, auch im Homer, die Merkmale dieses Begriffes finden und zusammenstellen. Denn bei jedem Menschen und namentlich in der Jugend wirkt die Empfindung der Ehre im persönlichen wie öffentlichen Leben am stärksten von allen Motiven. Leider sind die philippischen Reden verhältnismäßig sehr wenig ergiebig für diesen Begriff, sondern bewegen sich allzusehr auf dem allerdings materielleren Boden des Nutzens. Wo der Ehrenpunkt einmal vorkommt, klingen die Worte oft zu phrasenhaft, als daß sie innerlich wahr erscheinen. Dabei muß erwähnt werden, daß die eigentlichen Kämpfe in den philippischen Reden mit der persönlichen oder nationalen Ehre so gut wie nichts zu thun haben. Wenn Cicero öfters, wie oben

1) Von der Wichtigkeit des Ehrbegriffes für die Erziehung und den Unterricht, namentlich von dessen Behandlung in der Schriftstellerlektüre handeln besonders: Frick und Friedel, Inwieweit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen Grundsätze etc. S. 42 ff. — O. Frick, L. P. 5, 17 f. und in den Erläuterungen deutscher Schuldramen. — P. Dettweiler, L. P. 10, 88 ff. — H. Meier, L. P. 11, 31 ff.

schon S. 53 erwähnt, auf seine Ehre als gewesener höchster Beamter und ihre Verpflichtungen hinweist, so werden diese Hinweise nicht selten durch den Zusammenhang oder durch andere Gründe unwirksam gemacht. So weist er zwar in der ersten Rede am Schluß mit großer Würde auf seine Ehrenstellung hin, die ihm über das Grab hinaus bleiben werde, und die vorzüglich auf der alt-römischen *constantia* beruhe. Allein gerade diese Eigenschaft läßt schon der kompromißfreudige Ton vermissen, mit dem überall scheinbare Annäherungsversuche als Ruhmesthaten gepriesen werden, und die Art, wie das persönliche Verhältnis Ciceros zu Antonius und Dolabella, ihr sittliches Verhalten geschildert wird, steht mit der zweiten Rede, die doch mittlerweile keine neuen Thatfachen in Bezug hierauf hatte decken können, in schroffem Widerspruch. Wenn man also als einen für die Erziehung fruchtbaren Begriff die Ehre und Treue ansieht und hier wieder als deren oberste Forderung das Festhalten an dem für wahr und recht Erkannten aufstellt, so kann man diese Tugend in dem Cicero der philippischen Reden nur in beschränktem Maße finden. Man müßte denn gekränkten Ehrgeiz mit der „Ehre“ verwechseln. Jedenfalls hat diese letztere sich bei Cicero nicht so wirksam gezeigt, daß sie einigermaßen mit den sonstigen, im Unterricht der oberen Klassen besonders zahlreichen Erscheinungen dieses Begriffs, mit den Verkörperungen in den homerischen Gestalten, in Aias und Philoktet, in Demosthenes und Arminius, in Tellheim und Emilia, in Götz und Tasso u. a. verglichen werden könnte. Denn sie ist es gar nicht in ihrer reinen Gestalt, die den Cicero zum Kampfe treibt, da es sich nicht darum handelt, die Anerkennung der Tüchtigen und Guten durch ehrliche und tüchtige Leistung zu erringen.

Während so von Herausarbeitung und Darstellung des Begriffs der persönlichen Ehre hier kaum die Rede sein kann, werden andere Formen episodisch gestreift. Die Wirkung der Familienehre,¹ die die Verpflichtung auferlegt das, was den

1) Cicero selbst hat die psychologische Wichtigkeit und Wirksamkeit dieses Begriffes gut ausgesprochen Off. II, 44: *Nam si quis ab ineunte*

Familiennamen berühmt gemacht hat, stets hochzuhalten, hervorragenden Leistungen der Vorfahren durch ähnliche hervorragende Leistungen nachzustreben und so den ehrenvollen Namen durch eine weitere ehrenvolle That zu längerem ehrenvollen Nachruhm zu kräftigen, wird in mannigfacher Weise durch den Redner als Mittel zur Überzeugung angewandt.

Antonius soll durch den Hinweis auf seinen Großvater (I, 34: *Utinam avum tuum meminisses!*), der sich seinen berühmten Namen durch treues Festhalten an der Sache des Senats errungen und für seine senatorische Gesinnung den Tod erlitten habe, von seinen senatsfeindlichen und monarchischen Gelüsten abgebracht werden. Denselben Ehrenpunkt hielt nachher der Senat fest, als er im J. 30 (Plut. Cic. 49) beschloß, daß kein Antonius in Zukunft den Vornamen Marcus führen solle. Den gleichen Vorzug berichtet Cicero I, 32 von den Manliern, bei denen auch der Name des Manliers, der „nach der Königskrone gestrebt“ habe, trotz seiner vaterländischen Verdienste, aus der Familie verbannt worden sei.

Wie sehr dieser Begriff der Familienehre benutzt wurde, um den Tyrannenmord zu rechtfertigen und geradezu zu einer Ruhmes- that zu erheben, zeigen mehrere Stellen. Namentlich II, 26 f.: *Brutos ego impellerem, quorum uterque L. Bruti imaginem cotidie videret, alter etiam Ahalae? Hi igitur his maioribus ab alienis potius consilium peterent quam a suis et foris potius quam domo? Quid? C. Cassius, in ea familia natus, quae non modo dominatum, sed ne potentiam quidem cuiusque ferre potuit, me auctorem, credo, desideravit. Quid duos Servilios? Cascas dicam an Ahalam?* Mag auch diese ganze Abstammung eine Fiktion gewesen sein, Thatsache ist, daß dieser künstlich groß gezogene Glaube an eine vermeintliche Familienehre im Verein mit einem philosophisch-politischen Doktrinarismus den M. Brutus zum Mörder

aetate habet causam celebritatis et nominis aut a patre acceptam, quod tibi, mi Cicero, arbitror contigisse, aut aliquo casu atque fortuna, in hunc oculi omnium coniciuntur atque in eum, quid agat, quem ad modum vivat, inquiritur et, tamquam in clarissima luce versetur, ita nullum obscurum potest nec dictum eius esse nec factum.

an seinem persönlichen Wohlthäter gemacht hat. Ebenso sicher ist es freilich, daß die eben citierte Anspielung auf des Cassius und des Servilius Familienehre auf ebenso unhaltbarer geschichtlicher Grundlage beruhte und in Wirklichkeit kein treibendes Motiv war. Es darf festgestellt werden, daß hier die Familienehre zwar als bedeutend wirksam für das Handeln hervortritt, daß aber ihre Betonung auf erdichteter Grundlage beruht und daß sie zu einem unehrenhaften Zweck, zu einem feigen Mord mißbraucht wird.

In demselben Zusammenhange steht es, wenn die Ermordung Cäsars überhaupt als eine Ruhmesthat, als ein Gebot der Bürgerehre, wie es wiederholt geschieht, dargestellt wird. Wir konnten oben schon sehen,¹ wie Cicero selbst allmählich diesen Gesichtspunkt fast fallen läßt. Daß Erfüllung der Bürgerehre und -pflicht nun gerade in einer solchen That gipfeln soll, darf wohl nicht als pädagogischer Vorzug gelten. Was Bürgerehre erheischt, Opfermut und Hingabe ohne Reflexion, zeigt uns doch das klassische Altertum in seinen besten Werken. Neben diese allgemein gültigen, die Jugend stets begeisternden Gebote der Bürgerehre lassen sich die Phrasen von dem ruhmvollen Tyrannenmord überhaupt gar nicht in Vergleich stellen.

Die Ehre eines ganzen Standes, die sich in mancher Beziehung berührt mit der nationalen Ehre, behandelt vorzugsweise die siebente Rede.² Einer der drei Gründe, warum Cicero jeden Frieden mit Antonius zurückweist, ist: *quia turpis est* (§ 9). Er zeigt dort, wie die Ehre des Senats durch einen Friedensschluß verletzt wäre, denn dieser habe sich alsdann durch *inconstantia*, *levitas*, *mobilitas* um die Anerkennung gebracht. Des ganzen Staates Ehre aber verbiete es, daß ein politisch wie sittlich so anrühiger Mann wie Antonius noch einmal an seiner Regierung mitzuarbeiten habe.

Unter allem was hier in Betracht kommt, verdient am meisten die Sitte der Totenehre, die Gegenstand der sehr hübschen,

1) S. 49 f.

2) Vgl. auch unsere Ausführungen oben S. 53.

kleinen nur 17 Paragraphen umfassenden neunten Rede¹ ist, hervorgehoben zu werden. Wäre diese Rede als Abschluß einer gleich würdigen Gedankenreihe zu lesen, so verdiente sie den Vorzug vor vielen Erzeugnissen der ganzen römischen Litteratur. In ihr finden wir mit Wärme dargestellt, wie ein dankbares Volk seine verdienten Toten ehren soll. Die dankbare Erinnerung im Herzen der Überlebenden soll sich auch äußerlich kundgeben. Wer im Dienst des Vaterlandes, wie jener wackere Ser. Sulpicius gestorben ist, von dem soll gelten: *grati simus in eius morte decoranda, cui nullam iam etiam gratiam referre possumus* IX, 15. Wenn es zu allen Zeiten als notwendig gegolten hat, die Wirksamkeit des Ehrtriebes für den Einzelnen wie für die Erwerbung und Bethätigung sozialer Tugenden zu erkennen und auszunutzen, so wird es unleugbar sein, daß namentlich auch die Ehre, die dem verdienten Toten gebührt und gezollt wird, mit unter die erzieherisch wirksamen Motive gerechnet werden kann. Hätte Cicero viele derartige Schmuckstücke der edeln Beredsamkeit aufzuweisen, so wäre es vermessen, sein Ansehen vom Standpunkte einer vernünftigen Didaktik aus irgendwie anzutasten.

Also: der Gesichtspunkt der Ehre ist zwar berührt, allein im Verhältnis zu dem großen Umfang der 14 Reden nur vereinzelt als ein wirksames Motiv verwendet. Die allgemeinen Erscheinungsformen des Begriffs sind nicht sehr zahlreich. Schon deshalb können die Philippicae wenigstens nicht zu den für die Schullektüre besten Reden gezählt werden. Denn bei einer Auswahl unter diesen werden immer die den Vorzug verdienen, die mehr allgemein gültige Gesichtspunkte enthalten und so eine Anwendung auf andere Fälle zulassen. Wenn W. Schrader² sagt: „Die Förderung der Gesamterziehung bleibt der oberste Zweck alles Unterrichts, nach welchem sich die einzelnen Maß-

1) O. Altenburg nennt in seinem gehaltvollen Programm (Wohlau 1891) „zur Lehrplanorganisation für die Prima des humanistischen Gymnasiums“ S. 21 die neunte philippische Rede mit Recht „ein rührendes Denkmal patriotischer wie persönlicher Dankbarkeit.“ S. auch oben S. 53.

2) Erziehungs- und Unterrichtslehre, 3. A. S. 455.

nahmen bestimmen lassen,“ so dürfen wir zunächst daraus wenigstens die Forderung ableiten, daß das Werk der Litteratur, namentlich der fremdsprachlichen, das am reichsten ist an bedeutsamen Begriffen und Anschauungen, am geeignetsten ist, um in der Seele des jungen Menschen den Trieb zum Schaffen, das Interesse zu wecken. Wem der Inhalt überhaupt nicht gleichgültig ist, der wird dieses Vorhandensein allgemeiner Gesichtspunkte doch entschieden über litterarhistorische oder auch geschichtliche Vorzüge setzen müssen. Inwieweit nun gerade die Reden in den jetzigen Lehrplan der Schule gehören, welche Stellung sie vermöge einer ihnen etwa innewohnenden „spezifischen Energie“ darin einnehmen, das bedarf einiger besonderer Erwägungen.

Indem wir auf den ersten Teil dieser Schrift verweisen, stellen wir zunächst fest, daß nach der historischen Entwicklung die Reden lange aus praktischen Gesichtspunkten der *imitatio* mit Vorliebe gelesen wurden. Namentlich haben sie ihre Bevorzugung im Unterricht bis auf den heutigen Tag wohl dadurch gefunden, daß sie meist sehr klar disponiert, von verhältnismäßig leicht übersichtlichem Umfang sind und vor allem Cicero, den Meister und das Muster des lateinischen Stils, zum Verfasser haben. Ist also die letzte Ursache ihrer Lektüre immer wieder eigentlich auf dem Boden der Imitation und in den Zwecken der *schola latina* begründet, so ist es klar, daß jeder, der die Imitation und Eloquenz in der lateinischen Sprache an die zweite Stelle setzt, nur als Mittel, nicht als Selbstzweck ansieht, bessere Gründe für die seitherige Superiorität der Reden beibringen muß, um sie zu halten.

Sehen wir uns unter den Begründungen um, die die pädagogische Litteratur in reicher Fülle darbietet, so bedarf diejenige, welche als Hauptzweck und -ziel die Herausarbeitung von Ciceros Leben und Thaten aus den Reden aufstellt, nach unseren früheren Erörterungen keiner weiteren Besprechung. Es ist anzuerkennen, daß solche Begründung von dem Grundsatz ausgeht, nicht bloß die Form habe ihr Recht, sondern vor allem auch die Sachen, und daß gewiß diese Art der Arbeitsthätigkeit an sich gut und er-

zieherisch wertvoll ist; denn sie kann zu mannigfachen, die Selbstthätigkeit fördernden Aufgaben führen. Allein wenn es wahr ist, daß Cicero als Mensch, seinem Innenleben nach, nicht zu besonderer Vertiefung von seiten des Schülers geeignet ist, so fällt dieser biographische Grund, der übrigens zu ganz verschiedenen Vorschlägen über eine richtige Auswahl führte,¹ wenigstens nicht sehr schwer in die Wagschale. Es wird bei der Lektüre der Reden gewiß auf das, was für Ciceros Geschichte von Bedeutung ist, geachtet werden müssen, aber dies kann nicht „Hauptkonzentrationspunkt“ sein.

Man hat sie ferner als gute, weil zeitgenössische Geschichtsquellen bezeichnet und dazu aufgefordert, diesen Gesichtspunkt bei den Reden besonders zu betonen. Auch hier muß der pädagogisch richtige Grundgedanke des Herausarbeitens anerkannt werden. Allein schon Thukydides in seinem Prooemion hat darauf aufmerksam gemacht, daß bei Reden, wo doch rhetorische Übertreibungen und notwendige Parteinahme naturgemäß sind, kaum annähernd das Wahre vom Falschen geschieden werden könne. Der Redner hat das unbestrittene Recht stets selbst zu entscheiden, wie viel von seinen Gedanken und von den Thatsachen er anderen Leuten und sogar denen, die mit ihm zusammenwirken sollen, mitteilen will. „Wenn er überall sein Herz auf dem Ärmel trägt,“ sagt Th. Carlyle,² „sodafs die Dohlen daran picken können, wird seine Reise nicht weit gehen!“ Der Unterricht könnte deshalb seine

1) Darüber orientiert A. Eckstein in Schmidts Encyklopädie S. 634 ff. Einige Gesichtspunkte hat auch gegeben C. Knaut, Z. f. G. W. 37, 74 ff., leider ohne scharfe Konsequenzen zu ziehen. Denn nach ihm ist Cicero für das Gymnasium geradezu unersetzlich, weil wir, ganz abgesehen von der Vielseitigkeit seines litterarischen Schaffens, in ihm das höchste Muster, wenn auch nicht die alleinige Form für den lateinischen Stil suchen und suchen müssen. Mit dem lateinischen Aufsatz wird diese Begründung fallen müssen. Wir betreiben heute lateinischen Stil nicht mehr als Selbstzweck, sondern als Mittel der Erziehung, und nach dieser Richtung ist, wie wenigstens meine Erfahrung lehrt, eine sehr ausgedehnte Beschäftigung mit Cicero gar nicht nötig, um Gutes zu erreichen.

2) a. a. O. S. 391. Dasselbst: „Ich könnte meine ganze Hand voll Wahrheit haben,“ sagt Fontenelle, „und öffne nur meinen kleinen Finger.“

Aufgabe, Wahres und Falsches unterscheiden zu lernen, nur durch beständige Zergliederung, durch Verneinung lösen, während er vielmehr auf Gliederung und Anerkennung der Autorität hinausgehen müßte. Denn es gilt auch hier nicht bloß die Keime des Guten in der eigenen Brust zu pflegen, sondern auch das Gute und die Güter, deren Träger die sittlichen Gemeinschaften sind, zur reinen und vollen Wirkung auf das Innere zu bringen.¹ Können also Reden im allgemeinen aus natürlichen Gründen nicht als untrügliche Geschichtsquellen gelten, so die Philippicae, wie wir sahen, ganz besonders nicht. Ihre Lektüre zeigt nicht bloß nicht, wie die Verhältnisse waren, worin ja mancher schon den Höhepunkt aller historischen Bildung erblicken will, sondern sie giebt uns direkte Fälschungen oder doch grobe Entstellungen der Wahrheit. Es fehlt ihnen jede Objektivität für Feind und Freund, und geschichtliche Beweise im Sinne Thukydideischer *τεκμήρια* wird man vergeblich suchen. Als Geschichtsquellen können also doch wohl Reden nur ganz in zweiter Linie gelten. Sie bedürfen dabei einer kritischen Beurteilung, die über Zwecke und Kräfte der Schule hinausgeht. Nur nebenbei soll darauf hingewiesen werden, daß die Mehrzahl der antiken Reden, abgesehen von denen des Demosthenes, auch in ihrem geschichtlichen Gehalte doch nur sehr untergeordnete, wenigstens für das allgemeine menschliche Interesse oft wertlose Fälle behandeln. Bei Cicero ist dies oft nicht anders. Daß die äußere Geschichte einer kleinen Spanne Zeit ohne alle menschliche Bedeutsamkeit wohl der forschende Universitätslehrer mit unbegrenzter Ausführlichkeit behandeln darf, daß dagegen solche litterarische Erzeugnisse ohne Schaden für das Verständnis der alten Kultur ruhig in der Nacht der Vergessenheit liegen bleiben und deshalb ganz gewiß der Schule fernbleiben können, ist sonst schon hervorgehoben. Anstatt aus dem interpretierten Litteraturwerk eine lebendige Stimme zu vernehmen, mit der man durch Vergleichung sich selbst und die Erscheinungen der Gegenwart tiefer erfassen könnte, sucht man als

1) O. Willmann, Didaktik, II, 35.

Hauptfrucht der gemeinsamen Arbeit die Geschichte eines kurzen Zeitraums mit allen einzelnen Ereignissen zu gewinnen.¹

Weil fortgesetzte Einsicht in einen geordneten Zusammenhang und das Herausarbeiten durch die eigene Thätigkeit die wirksamste Unterweisung in der Rhetorik und auch in einzelnen Teilen der Logik ist, so hat man mit Recht auch die Thatsache, daß namentlich bei Cicero die meisten Reden ohne große Schwierigkeit durch die reichlich vorhandenen Übergänge mit typischen Zusammenfassungen und Ankündigungen einen Einblick in den Aufbau eines größeren Gedankenganzen gewähren, für die bessere Stellung der Reden in den Schulen angeführt. Es wird kein Zweifel sein, daß solche Übungen, wie sie bis jetzt, soweit ich sehe, vorzugsweise an den Reden und etwa noch an Horaz angestellt werden, für die logische Ausbildung und dadurch indirekt auch für die stilistische Gewandtheit von sehr hohem Werte sind. Ich setze freilich dabei voraus, daß die Übung nun auch den Erfolg hat, den Blick auf das Ganze wirklich herauszuarbeiten. Es ist kein „Problema“, wenn man davor warnt, sich nun höchstens bei einem neuen Teil der Rede, bei einem neuen Kapitel damit zu begnügen, daß man den betreffenden Hinweis giebt.² Selbstverständlich können diese Gesetze der Komposition doch nur dann irgendwie als erarbeitet gelten, wenn sie auch im ganzen Zusammenhang angeschaut, in mündlicher Aussprache und schriftlichen Ausarbeitungen geübt und angewandt werden. Dies kann nur geschehen, wenn man bei der Lektüre immer und immer wieder den Blick auf das Ganze richtet, recht häufig Ruhepunkte mit Rückblicken auf den zurückgelegten Weg der Beweisführung anstellen läßt und zum Schlusse das Gewonnene durch Vertiefung mannigfacher Art zum Eigentum aller Schüler macht. Ich kenne

1) O. Weissenfels in dem öfters citierten Aufsatz Z. f. G. W. 40, 531. 534.

2) S. oben S. 71. Über manche derartige Unterlassungssünden des Lehrers, der es vielfach versäumt, das Ganze gegenüber seinen Teilen hervortreten zu lassen, wird schon auf der vierten preussischen Direktorenkonferenz von dem Ref. Schaper geklagt.

doch sehr viele Fälle, wo auch tüchtige Lehrer sich dieses zusammenfassenden Rückblickes entschlagen, und wo dem Schüler der Aufbau so fremd bleibt wie das demnächst wohl empfohlene Irokesische.¹ Deshalb ist der wirkliche Gewinn, den wir nach dieser Richtung aus den Reden erzielen sollten, vielfach nicht allzugroß gewesen. Wäre dies der Fall, so müßten die deutschen Gymnasien mit ihrer Fülle von Ciceronianischen Reden auf dem Lehrplan eine Heimstätte streng logischen, durchsichtigen Aufbaues in Abhandlungen sein. Ich glaube jedoch, Erfahrung und Litteratur läßt manches auf diesem Gebiet vermissen. Gerade die Thatsache, die die Lektüre der Reden auf verhältnismäßig früher Stufe, in Secunda, in den Vordergrund treten liefs, scheint mir einer freien, „schöpferischen“ Anwendung in den eigenen Leistungen des Schülers entgegenzutreten. Die sehr klare Disposition, die auch dem Schüler der Secunda leicht erfafsbare, weil auf die Fassungskraft einer bequemen und oft bunt zusammengewürfelten Menge berechnete Gedankenentwicklung² ist in den meisten Schulreden durch so schulmäßige Übergänge gekennzeichnet, daß deren Übertragung auf die eigenen Urteile eben zu gekünstelt, zu — schulmäßig erscheint, um mit bewufster, freier Selbständigkeit nachgeahmt zu werden. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß auf jener Stufe gerade diese Übersichtlichkeit, deren Bedeutung für die Bildung des Schülers man jedoch überschätzt, wünschenswert ist; denn da hier nicht sehr rasch gelesen werden kann, weil die Form, die oft (p. Arch.) dem an Thatsächlichem (Cäsar) bisher verwöhnten Geiste Schwierigkeit macht, die teilweise recht große Sorgfalt erfordernden stilistischen Mittel (z. B. das *argumentum e contrario*), die Altertümer (z. B. Steuer- und überhaupt Geldwesen und das Recht), eine sehr eingehende Behandlung erheischen, so ist es ein Gewinn, wenn wenigstens die Gedankenfolge möglichst klar ist, möglichst oft durch die bekannten Formen der sogenannten *transitio maior* oder *minor* ins Gedächtnis zurück-

1) S. oben S. 63.

2) H. Schiller, Handb. d. prakt. Päd., 2. A., S. 453.

gerufen wird, und so Lehrer wie Schüler fast gezwungen werden sich des Zusammenhangs immer wieder bewußt zu werden und zu bleiben. Einen andern Grund dafür, daß, wie schon Hiecke¹ meinte, der Secunda von Prosa besonders die Beredsamkeit entsprechen soll, weiß ich nicht. Es ist eben mit verhältnismäßig sehr wenig Kraft- und Zeitaufwand die Gliederung wenigstens in den Ciceronianischen Reden leichter aufzufassen, da sie, was logische Folge und einfachen geradlinigen Fortgang betrifft, eine Anzahl fester, scharf markierter Punkte enthalten, die nicht erst gefunden, sondern nur gefaßt und gemerkt zu werden brauchen. Allein wenn dies ein Vorzug auf der einen Seite ist, so braucht er es nicht ebenso auf der anderen zu sein. Der in solchen Übungen gewandtere Primaner verschmährt eigentlich diese leichtere Kost. Sie ist ihm gar keine Arbeit mehr, und deswegen kann man hier ganz gewiß nicht davon sprechen, daß die Lektüre Ciceronianischer Reden für seine logische Schulung und den logischen Aufbau seiner eigenen Arbeiten irgend etwas bedeute. Denn da es ihm keine Mühe gekostet hat, so fehlt das Interesse an solcher Thätigkeit, und wo das Interesse fehlt, kann von einer wirklich bleibenden Einwirkung keine Rede sein. Der Aufbau eines deutschen Dramas, einer griechischen Tragödie im ganzen und in den einzelnen Teilen, die Gliederung einer Demosthenischen oder Thukydideischen Rede, die Gedankenführung in einem Chorlied oder einem längeren Dialog sind Aufgaben, die demselben Ziel zustreben, aber in ungleich höherem Maße wertvoll sind. Denn hier gilt es, die Gedanken völlig zu durchdenken, während die äußeren Mittel des Übergangs nicht oder doch nur für das sehr geübte Auge vorhanden sind. Ich bin also der Ansicht, daß für eine höhere Stufe, wo die Form keine allzugroßen Schwierigkeiten macht und die mannigfachen Fragen, die sich aus der Behandlung des Inhalts ergeben, vorwiegend werden, die allzu schablonenhafte, schulmäßige und sofort durch das äußere Auge noch vor einer Erarbeitung erkennbare Disposition der

1) Der deutsche Unterr. auf deutschen Gymnasien, 3. Abdr., S. 82.

meisten Ciceronianischen Reden kein didaktischer Vorzug ist; daß im allgemeinen die methodische Zerlegung und allseitige Durcharbeitung von jedem mustergültigen Litteraturganzen den Sinn für richtige Gliederung und Gedankenabfolge belebt, wird dadurch selbstverständlich nicht in Abrede gestellt. Will man sie aus andern Gründen gerade für die Oberstufe als geeignet erachten, wie es bei den Philippicae der Fall ist, so kann man wenigstens jene „Klarheit“ nicht als besonderen Grund mit anführen. Schon auf der 4. preussischen Direktorenkonferenz wies der Referent Dir. Schaper mit Recht darauf hin, daß gerade in den Formeln der Einleitung, der Übergänge und des Schlusses, die doch hier ganz besonders in Betracht kommen, kein Vorzug, sondern oft gerade ein Fehler des Ciceronianischen Stils liege, daß ihre intensive Behandlung jedes Interesse und jede Begeisterung vernichtet und so das Gegenteil bewirkt hätte von dem, was man hätte bewirken wollen.

Sehen wir also hier, daß einer der für die logisch-stilistische und dadurch rednerische Ausbildung vielgerühmten Vorzüge der Ciceronianischen Reden mindestens überschätzt wird, so möchte ich meinen, daß man überhaupt aus der Lektüre gerade von Reden nicht etwas Besonderes für die rednerische Gewöhnung des Schülers erwarten sollte. Freilich sagt man mit Recht, die technischen Mittel, durch die die Alten, die ja bessere oder wenigstens kunstvollere Redner waren als wir, die Hörer zu überzeugen suchten, lerne man aus ihren Reden am besten kennen. Man wird allerdings aus jeder derartigen Lektüre den Schüler manches hierfür gewinnen lassen. Die Mittel der Beweisführung und Widerlegung, der mehr oder minder geschickten Gruppierung, der Hervorhebung des starken und Verdunkelung des schwachen Punktes, werden fast als typisch nach und nach herausgearbeitet. Allein auch hiermit ist meines Erachtens die Fähigkeit zu selbständiger Anwendung noch lange nicht erreicht. Diese kann nur in möglichst häufiger Nachbildung in der Muttersprache erfolgen, wie sie in deutschen Aufsätzen, freilich oft nicht häufig genug, angestellt wird. Wir wollen zugeben, daß in einem Zeitalter des öffentlichen

und mündlichen Verfahrens im Gerichtswesen und in der Politik, wo die Beredsamkeit eine furchtbare Waffe der physisch und wirtschaftlich Schwächeren, aber geistig Entwickelteren und Geübteren ist, die Ausbildung zwar nicht zum Redner — was bei der nun einmal vielfach damit verbundenen Unwahrhaftigkeit des gewöhnlichen, banausischen Gerichts- und Parlamentsredners für die Moral der menschlichen Gesellschaft kein Glück wäre¹ — aber doch zur Fähigkeit, richtig Gedachtes auch richtig auszusprechen, eine der sozialen Aufgaben der höheren Schulen ist. Indessen ist es doch eine, bei Laien zwar leicht begreifliche, Selbsttäuschung, in die denkende Schulmänner nicht verfallen sollten, wenn man meint, das Studium der noch so mustergültigen Beispiele der größten und bedeutendsten Redner sei ein irgendwie wirksames Mittel für rednerische Ausbildung. Hierzu fehlen mehrere Vorbedingungen. Man vergift vor allem, daß jeder gelesenen Rede der Eindruck des gesprochenen Wortes fehlt. Sie ist nicht mehr wirklich lebendige Rede, sondern ein totes Abbild derselben, ein Abdruck, eine Versteinerung. Von der gelesenen Rede sagt schon Isokrates V, 26, es fehle ihr das Gewicht der Person des Redners, sein Organ und der wechselnde Vortrag, ferner die genauen Zeitumstände und das lebhafteste Interesse an der Sache, sie könne so also unmöglich Eindruck machen.² Es fehlt auch oft, und nicht weniger bei bestem Bemühen, die Möglichkeit, die Stimmung der Zuhörer sich genau zu vergegenwärtigen, wie dies für ein wirkliches inneres Miterleben der ganzen gelesenen Rede nötig wäre. Da aber eine Rede, und eine Ciceronianische besonders, viel mehr dazu angethan ist, Stimmung zu machen, als zu überzeugen oder zu belehren, so fehlt

1) Fürst Bismarck hat irgendwo einmal mit Recht gesagt, bei einer parlamentarischen Regierung ver helfe nur zu leicht die große Gabe einer glänzenden Beredsamkeit zum Sieg über Sachkenntnis und tatsächliche Verhältnisse. Es sei eine alte Erfahrung, daß, wer eine solche Beredsamkeit besitze, selten einen klaren Blick und richtiges, nüchternes Urteil für die wirklichen Verhältnisse habe.

2) Nach Fr. Blafs in Iwan Müllers Handb. der klass. Altertumswissenschaft, I, 180.

mit jener Unzulänglichkeit fast die Möglichkeit, die Mittel für die Beeinflussung anderer Menschen, worauf es doch ankäme, aus ihr kennen zu lernen. Mit Recht hat man auch gesagt,¹ daß es überhaupt ganz verkehrt ist, als Ziel der altklassischen Lektüre die „rhetorische Nachbildung“ aufzustellen. Der unter den besseren Schülern so weit verbreitete Unwille dagegen ist nicht „Mangel an idealem Sinn,“ sondern ein ehrenwerter ethischer Zug der Jugend. Wir haben zu viel Wahrheitsgefühl, als daß wir uns durch die bloße schöne Form oder die Künste der Sophistik fortreißen lassen. Diese kann man bewundern, die allerwenigsten, vielleicht gar keine Schüler werden die so häufig gerühmte, aber doch nur höchstens von dem sehr reifen Verstand und Geschmack erkannte Kunst der Rede, die Präzision, die Schmiegsamkeit erkennen. Was ferner ein wahrhaftiger Mensch selbst schaffen soll, muß aus innerer Wahrheit hervorgehen. Auch deshalb also wird die Rhetorik der Alten und namentlich Ciceros eine Nachbildung kaum anregen und fördern. Man wird noch hinzufügen dürfen, daß zu dem wirklichen, vollen Eindruck einer Rede auch der Redner gehört, „man glaubt oft eine Rede zu bewundern oder zu verabscheuen, und man bewundert oder verabscheut in Wirklichkeit nur die Person des Redners.“ Also auch in dieser Beziehung ist es nicht richtig, wenn man das Studium der Reden für ein besonders wertvolles Mittel für die Fähigkeit zu rednerischer Nachbildung ansieht. Welche Übungen hier wirklich zum Ziele führen können, hat H. Schiller² in einem an neuen Gedanken reichen Aufsätze gezeigt. Näher darauf einzugehen ist hier nicht am Platze. Es genügt uns festzustellen, daß die Lektüre von Reden nicht mehr und auch nicht weniger Bedeutung für einen Gewinn auf diesem Gebiete hat als die anderer Litteraturgattungen. Denn bei vernünftigem Unterrichtsbetrieb wird allmählich wohl überall der Schüler angehalten, etwas denkend zu erfassen und

1) L. P. 29, 119.

2) Z. f. G. W. 44, 1 ff.: Sind in unseren Gymnasien zum Zwecke rednerischer Ausbildung besondere Übungen notwendig?

das Gedachte auszusprechen. Dabei gilt es gerade, den Fehler zu vermeiden, in den die antike und humanistische Ansicht von der Redekunst verfiel: das Künstlerische trat gegen das Kunstmäßige, der Geist gegen die Technik zurück, die Lernenden blieben bei ihren Bemühungen, Reden zu verfertigen, dabei stehen, Worte zu machen.

Glauben wir somit einige aus einer Überschätzung entsprungenen Gründe für eine übermäßige Bevorzugung der Reden und namentlich der Ciceronianischen im Schulunterricht auf das rechte Maß zurückgeführt zu haben, so soll natürlich keineswegs damit gesagt sein, daß diese Lektüre ganz zu unterbleiben habe. Sie gehört in das Gymnasium, weil die Rede eine im Altertum und bis in die neueste Zeit bedeutsame Litteraturgattung ist, die der Schüler in ihren hervorragendsten Vertretern kennen zu lernen hat, und weil die Beredsamkeit ein so ausschlaggebender Faktor im öffentlichen Leben des Altertums war, daß, wer dieses verstehen will, auch jenes Element nicht umgehen darf. Vor der Rede mußte sich im Altertum alles andere Können und Wissen beugen, sie erforderte allmählich eine selbständige wissenschaftliche Vorbildung, ja aus ihr bildeten sich als die wahre Grundlage der Rhetorik die einzelnen Fachgebiete des öffentlichen Lebens heraus, die ersten, wenn auch noch unklaren Grundlagen dessen, was wir die Staatswissenschaften nennen, die Politik, die Finanz- und Güterlehre, die Idee der Volkswirtschaft, ja selbst etwas Geographie und Geschichte.¹ Zunächst ging in Athen aus der gesprochenen Abhandlung des Isokrates die eigentliche Parlamentsrede hervor, die Demosthenische Richtung tritt mit der neueren Zeit in Pitt und Mirabeau, in den Girondisten in den Parlamenten auf, an das Volk und an die Völker gerichtet.² Und wie wir unter den römischen Klassikern die verstehen, die den griechischen Geist im Römertum wieder erzeugt und der germanischen Welt gebracht haben, so steht für die Beredsamkeit an der Spitze dieser großen römischen Auf-

1) Nach L. v. Stein, Das Bildungswesen I, 2. Aufl., S. 248.

2) L. v. Stein a. a. O. S. 262 f.

gabe Cicero. Deshalb ist es historisch richtig, daß wir durch ihn als Mittelstufe uns den Weg bahnen zu dem Typus der Beredsamkeit, zu der griechischen. Daraus folgt aber nicht, daß das Gymnasium Ciceros politische Reden so sehr in den Vordergrund stellen muß. Zwar vermag ich in der Begründung O. Weiffenfels¹ nicht völlig beizustimmen, wenn er mehr Ciceros philosophische und rhetorische Schriften behandelt zu sehen wünscht. In ihnen ist gewiß, wenigstens für die Schule, Besseres zu finden als in vielen Reden mit ihrem Wortschwall. Allein darin stimme ich ihm völlig bei, daß das Gymnasium in ganz ungebührlicher Weise Ciceros Reden bevorzugt und sich dadurch nicht nur Feinde ringsum geschaffen hat, sondern sich auch den Ast, auf dem es sitzt, selbst absägt. Denn es ist Thatsache, daß Ciceros Reden an allgemeinen Anschauungen und bedeutsamen Begriffen meist verhältnismäßig arm sind, und daß sie deshalb auch die höchste Aufgabe aller Beredsamkeit: Wirkung auf den sittlichen Willen, nicht in vollendeter Weise zu offenbaren geeignet sind. Denn bei der antiken Beredsamkeit war es nicht Zweck, durch religiöse Belehrung den Willen für das ganze Leben zu bestimmen, oder durch wissenschaftliche Belehrung auf die wissenschaftliche Bildung oder für ein Problem des sozialen Lebens zu wirken, sondern durch psychologische Kunstmittel den Willen zu einem einzelnen Akte zu stimmen. Dabei kommt es ganz auf den Charakter des Redners und des Hörers an, welche psychologischen, rhetorischen und moralischen Mittel er in Anwendung bringen will.² Deshalb sind sie aber auch wiederum weniger geeignet, auf den sittlichen Willen des Schülers einzuwirken. Die philippischen Reden konnten wir oben schon als verhältnismäßig arm an einem Hauptmotiv für die Willensbildung, dem der Ehre, bezeichnen, und schon deshalb können sie nicht als hervorragender Typus ihrer Gattung im allgemeinen oder als eine hervorragende Redethat Ciceros gelten. Sie haben keinen tiefen Gehalt, sind weder wirklich von Wahrheit und Lauter-

1) a. a. O. S. 531 ff.

2) Dies führt Hiecke, Der deutsche Unterricht S. 104 f., aus.

keit erfüllt, noch tragen sie auch nur diese Eigenschaft äußerlich an sich (man bedenke nur immer wieder die Gegensätze der ersten und zweiten Rede!), ihre Persönlichkeiten sind nicht groß und erhaben, keine Helden, sie zeigen nicht das Bild sittlichen Wollens; die erhabensten Eigenschaften selbstloser Vaterlandsliebe, der Treue und Ehre sind nicht in ihnen lebendig, es ist, wenigstens in den am meisten gerühmten Reden, nicht eine natürliche Beredsamkeit, die aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht, deren Gewalt der Schüler selbst verspürt. Wir verstehen deshalb vollständig, warum O. Frick, L. P. 5, S. 26 Anm., sagt: „Nach der Wirkung auf den sittlichen Willen ist auch der Wert der Reden Ciceros zu bemessen, im besonderen ihr didaktischer Wert. Man sollte Schülern, welche die Demosthenischen philippischen Reden mit Begeisterung gelesen haben oder lesen sollen, unter keinen Umständen ihre Karikatur, die Ciceronianischen oratt. Philippicae auf-tischen. Weder Antonius, noch der damalige Cicero, noch das damalige Rom sind Größen, für die ein nach Idealen suchender Jüngling innere Teilnahme gewinnen kann.“ Wir stellen also auch als Ergebnis dieser Erwägungen fest, daß die philippischen Reden Ciceros nicht als didaktisch wertvoller Typus der Litteraturgattung überhaupt und nicht als Beweis für die große Kulturaufgabe der Beredsamkeit, auch nicht der römischen, gelten können. Das didaktisch minder Wertvolle aber muß gegen das Wertvollere zurücktreten. Lassen wir Cicero da in der Schule, wo er uns eigentümliche und bedeutsame Seiten des Römertums, die zugleich über die augenblickliche Zeit hinausragen, ja bis auf die heutige Zeit Geltung haben und Beziehungen auf die Gegenwart zulassen, wie es in der Pompeiana der Fall ist, oder wo uns allgemein menschliche, fast wissenschaftliche Begriffe nahe gebracht werden, wie in der Rede pro Archia, zu Recht bestehen. Aber der Hauptredner für die Schule bleibe er nicht, an seine Stelle trete als Typus der antiken Beredsamkeit Demosthenes.¹

1) Vgl. O. Frick, L. P. 27, S. 50. H. Schiller, Verh. über Fragen des höheren Unterr. S. 432: Wir werden zu einer Beschränkung der lateinischen und auch der griechischen Schriftsteller schreiten können; wir

Wer sich als Lehrer in dessen *δεινότης* einmal eingelesen und zu didaktischer Gestaltung der gewaltigen Mittel seiner Rede durchgearbeitet hat, wird mir darin beistimmen, daß der Schüler mit wirklicher Hochachtung der Persönlichkeit des Redners entgegentritt, daß er eine reiche Fülle von allgemeinen Gedanken und Beziehungen in ihm durch eigene Arbeit findet und so wirklich in ein Verhältnis zu ihm tritt, wie es der erziehende Lehrer, auch ohne Herbart-Zillerscher Pädagogik zu huldigen, wünschen muß. Bei der Demostheneslektüre habe ich stets beobachtet, bei verschiedenem Schülmateriel und an verschiedenen Anstalten, daß die Eigenschaften der Wahrhaftigkeit und der Vaterlandsliebe, des Heldentums der That und der Rede, die politischen Tugenden der Bürgertreue und der Opferwilligkeit in Bezug auf Gut und Blut, die Erörterung aller Fragen der auswärtigen Politik und die Stellung, die im allgemeinen die civilisierte Welt gegen die Anmaßungen des Barbarentums zu behaupten hat, der Gegensatz zwischen demagogischer Afterberedsamkeit, die an die niedersten Leidenschaften des Eigennutzes appelliert, und der für nationale Ehre, für die glorreiche Vergangenheit immer und immer wieder eintretenden und dabei doch stets auch den Nutzen betonenden echten, sittlichen Beredsamkeit, daß alle diese ewigen Gesichtspunkte den Primanern zu deutlichem Bewußtsein kamen, weil sie mit Freudigkeit und mit Aussicht auf ein schönes Ziel an die Arbeit gingen. Ich meine, man erweise dem bei richtiger Auswahl der Schulschriften gewiß wertvollen Cicero, seiner Beurteilung bei Schülern und spätern Männern einen schlechten Dienst, wenn man den bei dem gleichen Titel der Philippicae natürlichen Vergleich zwischen ihm und Demosthenes noch mehr zu seinen Ungunsten ausfallen ließe, als dies ohnedies schon geschieht. Dies ist wohl kein „wissenschaftlicher“ Grund, aber der praktische Pädagoge sollte doch auch ihn nicht gering anschlagen.¹

werden Typen einführen können für jede Litteraturgattung. Was brauchen wir z. B. Cicero als Typus des Redners, wenn wir Demosthenes haben?

1) Mit Recht befürwortet eine Beschränkung in der Lektüre der Ciceronianischen Reden auch ein Aufsatz von P. Salkowski, J. f. Phil. u. Päd.

V. Bedeutsame Anschauungen und Begriffe.

Wenn man zugiebt, daß eine Beschäftigung, die so ungemein lange Zeit die körperliche und geistige Kraft des Schülers in Anspruch nimmt, nicht bloß auf eine Vermehrung und Befestigung sprachlicher Thatsachen hinauslaufen, sondern eine Bereicherung des ganzen Innenlebens, eine Erziehung zum sittlichen Wollen im Gefolge haben muß, wird man sich dem Schlusse nicht entziehen können, daß hierzu namentlich auch das Herausarbeiten von wichtigen, großen Begriffen gehört. Es ist dies so recht die Aufgabe des Unterrichts, der nicht tagelöhnerartige Pensensarbeit leistet, sondern es nicht fehlen läßt an Hinweisen für ein Heimischwerden in den Stoffen, an Gelegenheiten zum Nachdenken über das Gehörte, Geschaute und Gelesene, an einer vertiefenden Betrachtung. Wenn uns eigene Beobachtung an andern und an uns selbst nicht täuscht und die Klagen unbefangener Schulmänner, die nicht meinen, alles in unserem Schulwesen sei vortrefflich, berechtigt sind, so ist es diese Thätigkeit, die am meisten auf unseren höheren Schulen vernachlässigt wird. Ich weiß nicht, ob es die in einem Zeitalter der Realität ja nicht ungewöhnliche oder unnatürliche Geringschätzung gegen die Philosophie überhaupt ist. Denn ein Stück Philosophie ist diese Thätigkeit, deren höchstes Ziel in der Nötigung besteht, sich zum Nachdenken über das einzeln Geschaute zu erheben und das, was man an Kenntnissen, Vorstellungen und Meinungen gewonnen hat, zu einem Ganzen aneinanderzufügen. Diese Art des Philosophierens sollte doch eigentlich, wenn irgend etwas, ein Merkmal der Bildung sein, so wie man auch im Leben den, der sich bei den Einzelvorstellungen der sinnlichen und geistigen Anschauungen beruhigt, als den Banausen, den Handwerker, von dem Kombinierenden, Schlüsse ziehenden, dem Wesen der Dinge Nachgehenden, also, in bescheidenem

1888, S. 369 ff. Ich hebe daraus hervor: „Eine Rede, die auf Unwahrheit, also auf unsittlicher Grundlage beruht, kann wohl als rhetorisches Kunstwerk oder Kunststück Bewunderer finden, darf aber nicht als klassisches Meisterstück einem Schüler in die Hand gegeben werden.“

Sinne, dem Philosophierenden unterscheidet. In diesem Sinne verstehen wir den Grundsatz Herbarts, daß jeder Unterricht zeigen, verknüpfen, lehren, philosophieren soll.

Den Weg, den der Lehrer dabei zu gehen hat, wie den Vorteil dieser Art des Lernens zeigt schon Goethe, wenn er im 8. Buch von Wahrheit und Dichtung¹ sagt: „Der Begriff will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit und ist selbst das Werkzeug der Bildung“. Es handelt sich hier für uns nur darum, den von allen Seiten in Überfülle eindringenden Stoff so zu sichten und umzuformen, daß das sittliche Urteil leicht, rasch und klar aus dem vielen Besonderen auf das wenige und doch qualitativ viele Allgemeine zurückschließt. Nur so wird der Schüler, von der Individualität ausgehend, sich über sie erheben und in allgemein menschliche Verhältnisse Einblick gewinnen.²

Aus der Praxis des Schullebens dürfen wir einen weiteren Vorzug solcher vertiefenden Bildungsarbeit anführen. Es ist wohl trotz mancher Gegenbeteuerung kein Zweifel, daß die vielfach übliche Art der Hausarbeit verhältnismäßig wenig erzieherischen Wert hat. Wohl ist es richtig, daß in jeder Arbeit als einem durch den Zwang zur Gewohnheit und Pflicht werdenden Faktor immanent ein Mittel der Erziehung enthalten ist. Allein dies ist nicht genug. Soll die Arbeit wirklich dauernde Einwirkung auf die sittliche Bildung haben, so muß sie sich des Mechanischen, des Wörterpräparierens und -Übersetzens und des Auswendiglernens von „glatten“ Übersetzungen, Dinge, die wohl Sefshaftigkeit, aber wenig Thätigkeit des Geistes erfordern, viel mehr entschlagen. Und die Hausarbeit³ ist um so mehr nach ihrem wirklichen Wert zu schätzen und einzurichten, als sie in erster Linie durch verschiedene, hier nicht zu erörternde Gründe Schädigung der Gesundheit und namentlich der Sehkraft herbeigeführt hat. Freilich ist im einzelnen nicht

1) In der v. Loeperschen Ausg. S. 95.

2) Darüber belehrt knapp und gut Chr. Ufer, Vorschule der Pädagogik Herbarts, 5. Aufl., S. 54 f.

3) Diese Frage ist am vorzüglichsten behandelt von H. Schiller, Schularbeit und Hausarbeit.

danach zu fragen, ob der Gegenstand die Schüler in dem landläufigen Sinne interessiert oder gar amüsiert, und noch weniger sind im Namen des „Interesses“ trockene elementare Vorarbeiten abzukürzen oder gar zu überspringen. Aber darüber soll man doch nicht vornehm hinwegsehen, daß Fleiß und Interesse sich gegenseitig stützen, daß das, was interessiert, mit Eifer betrieben wird, und daß das, was fleißig betrieben wird, auf die Dauer Interesse erweckt, weil es Gegenstand belebter Geistesthätigkeit und geistiges Eigentum wird.¹

Alle diese Erwägungen weisen uns darauf hin, daß zu den wichtigsten Anregungen durch die Schularbeit und zu den wertvollsten Arten der Hausarbeit die selbstthätige, natürlich durch reichliche Hinweise je nach der Stufe gestützte Zusammenstellung alles dessen gehört, was zur klaren Einsicht in das Wesen der Dinge und namentlich in die großen, das Menschenleben im einzelnen wie im Staate bewegenden Grundbegriffe erforderlich ist. Der Geschichtsunterricht und die Lektüre der Schriftsteller aller Litteraturen erhebt so die Einzelvorstellungen zu einer Art von System, natürlich in dem bescheidenen Sinne, wie es jungen Leuten angemessen ist. Daraus folgt aber wieder, daß unter den alten Autoren, deren Werke als Denkmäler der Sprachkunst gleich wichtig sind, für uns die den Vorzug verdienen, aus denen am meisten solche sittlichbildenden Begriffe geschöpft werden können, die am meisten ethisch-politischen oder ethisch-sozialen Gehalt haben. Für den deutschen Unterricht hat diese Elemente in ihrer Wichtigkeit für die Schule besonders hervorgehoben und sich dadurch ein bleibendes Verdienst erworben O. Frick in seinem „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen“. Für die Begründung verweisen wir auf seinen bekannten Aufsatz im 5. Heft der Lehrproben, namentlich S. 17 ff. H. Schiller erkennt in seinem Handbuch der praktischen Pädagogik S. 382 diesen Grundsatz durchaus an, indem er sagt: „Die Schüler, welche sich in der von Frick vorgeschlagenen Weise mit den Begriffen der Ehre, der Treue, der sittlichen

1) O. Willmann, Didaktik als Bildungslehre II, 313 ff.

Freiheit, der Wahrhaftigkeit beschäftigt und ihre Beziehungen zur sittlichen Persönlichkeit verstanden haben, sprechen über diese Dinge nicht mehr wie der Blinde von der Farbe“.¹ Als die rechte Art philosophischer Pädagogik² hat dieses Herausarbeiten von Grundbegriffen in einem sehr gehaltvollen Aufsatz durchgeführt H. Meier: Der analytische Unterricht und die philosophische Propädeutik, L. P. 11, 10 ff. Vgl. auch L. P. 27, 119 ff.

Welches Material liefern nun die philippischen Reden für die Gewinnung solcher für das Innenleben bedeutsamen Begriffe? Wir werden zu dem in anderem Zusammenhang Beigebrachten nur wenig hinzuzufügen haben. Meist wird es sich nur um zusammenfassende Rückerinnerungen handeln.

a. Elemente und Begriffe aus dem Kreise des politischen Lebens.

1) Ein Staatswesen im Zustande der haltlosesten Anarchie. Alle staatserhaltenden Faktoren, Religion, Sitte, Verfassung, Gesetze, Gerichtsbarkeit sind in ihren Grundfesten erschüttert oder ganz gestürzt. Die in ihrer rechten, festgelegten Verteilung ein geordnetes Staatsleben bedingenden politischen Gewalten, die beschließende, beratende und ausführende Gewalt, sind keiner Persönlichkeit und keinem Stande in dauerndem Zugeständnis und Kompromiß überlassen. Sie sind nur ein Spielball des auf- und absteigenden Glückes und der Macht. Niemand erachtet das Gesetz als für den eigenen Willen verbindlich. In den Kämpfen um eine andere Verteilung dieser Gewalten bilden sich die mannigfachsten, unnatürlichsten, nur durch das gemeine Motiv gemeinsamen Nutzens zusammengehaltenen Gruppierungen und Bündnisse. Das allgemeine Wohl tritt hinter das Wohl des

1) Als Beispiel für das Herausarbeiten des Begriffs der nationalen Ehre darf ich wohl die Aufsatzskizzen in meiner Abhandlung: Eine Demosthenesstudie in Unter-Prima, L. P. 92 ff., anführen.

2) Diese Art des „Philosophierens“ dürfte am besten den von Paulsen öfters, auch in seiner Geschichte des gelehrten Unterr. S. 768 ff., geäußerten, aber für die Schule unpraktischen Wünschen nach einer stärkeren Betonung der Philosophie im Gymnasialunterricht entsprechen.

Einzelnen oder des einzelnen Standes zurück; damit zugleich auch in der Art des Kampfes die edlen Mittel. Einen Ausblick auf eine rechte Ordnung der Verhältnisse bieten die Philippicae noch nicht.

2) Gegensatz zwischen einer allmählich politisch und sittlich gesunkenen Vielherrschaft auf oligarchischer Grundlage (Senat) und faktischer Alleinherrschaft, die sich wieder gründet auf die Macht der Persönlichkeit und grofse Erfolge (Cäsar) oder auf die gefährliche Macht des Beispiels und das Bestreben, in schrankenloser *libido* mit der üppigen Hoffart und Hofhaltung orientalischer Despoten zu wetteifern (Antonius). Gegenseitige Vernichtung mit Verbrauch der besten nationalen Kräfte. In beiden Fällen handelt es sich nicht um den Begriff der betr. Staatsform (*πολιτεία*) im eigentlichen, guten Sinne, sondern um die Entartung (*παρέκβασις*). Die aristokratische Verfassung, in der der Schwerpunkt der politischen Macht in einer beschränkten Anzahl hervorragender Familien liegt, ist entartet, weil ihre Träger ihr historisches Recht, in den Werken des Kriegs und Friedens Führer zu sein, durch eigene Schuld verloren und ihre Herrschaft zur Vermehrung der eigenen Macht und vor allem des eigenen Besitzes mißbraucht haben. Aber ihr endgültiger Sturz kann nur durch schwere Kämpfe herbeigeführt werden. Der erste Mann, der nach mancherlei Vorläufern (Gracchen, Marius, Sulla, Cinna, Pompeius) den Schwerpunkt des Staatswesens in seiner Hand vereinigte, hatte das Recht seiner Persönlichkeit und die gegenüberstehende Korruption für sich, er wollte ein allmähliches, wenn auch widerwilliges Nachgeben der Rechtsträger der alten Verfassung, eine Reform. Aber nur im Tode ragt er in die Stoffe der philippischen Reden hinein, also kommt der politische Begriff der Reform nur als Nebenthema in Betracht. Hauptbegriff in dieser Beziehung ist vielmehr die Thätigkeit einer nur Willkürherrschaft erstrebenden Persönlichkeit, die ohne die Form der Allgemeinheit, wenn auch oft nominell durch das Volk (I, 6: *nihil per senatum, multa et magna per populum et absente et invito*) regieren, eine Änderung durch Gewalt und Bruch des formellen Rechts, also durch Revolution, und dazu noch, so

weit wir wissen, ohne festbegrenztes Ziel, nur mit dem Streben, persönliche Gelüste und Rachgier zu befriedigen, also durch das, was wir jetzt Commune nennen, erreichen will.

In diesem Gegensatz fehlt es, entsprechend der *παρέκβασις*, auf beiden Seiten an Gröfse. Weder die wahre Gröfse der republikanischen Staatsidee, die sich zeigt in der allgemeinen Hingabe an das Gemeinwesen, noch die der monarchischen Staatsidee, die in dem Schutz der Schwächeren gegen das Übergewicht der sozial Stärkeren, in der Einheit der Leitung und Sicherheit der bestehenden Verhältnisse, in unerschütterlicher Gerechtigkeit in der eigenen Führung und in der Verwaltung des Staates besteht, kommt hier in Betracht. Nicht zwei große Lebens- und Weltanschauungen, etwa die des patriarchalischen Regiments und die des Absolutismus, stehen einander gegenüber, sondern nur ihre Abarten ohne feste Grundsätze nach der einen oder der andern Seite.

3. Der politische Mord und seine Berechtigung. Der Begriff tritt allerdings in den Reden nicht irgendwie als Hauptthema hervor, liegt aber eigentlich der ganzen Sachlage zu Grunde und wird auch öfters ausdrücklich berührt. Er hängt mit 1) und 2) aufs engste zusammen und mag deshalb im Anschluß daran besprochen werden. Zudem dürfte er eine besondere Beachtung verdienen. Er ist ebenso bezeichnend für die antike und Ciceronische Moral, also für eine der wichtigsten Seiten des klassischen Altertums und seines Geistes, wie für die Art der Gesinnungsbildung, die die philologische Behandlung so lange auf unseren Gymnasien gezeitigt hat.

Eine nähere Betrachtung wird folgende Merkmale für die Behandlung dieses Begriffes bei Cicero aufdecken: Es gilt geradezu für eine Ehre, sich an der gewaltsamen Beseitigung eines politischen Gegners beteiligt zu haben.¹ Die Rädelsführer sind *vindices libertatis, liberatores populi Romani, conservatores reipublicae*, kurz,

1) Abgesehen von den durch die Reden zerstreuten allgemein lobenden Epithetis, die der That und dem Thäter gezollt werden, vgl. man namentlich II, 25 ff. Ich hebe die Hyperbel hervor: *cuius . . . nomen est occultatum? . . . dixerim iactasse se aliquos, ut fuisse in ea societate videren-*

alle Lobpreisungen, die südliche Überschwenglichkeit findet, werden auf sie gehäuft. Den Gedanken an ein Verbrechen oder an das Feige, Verächtliche, das jeder solchen That und namentlich der mit grobem Wortbruch verbundenen Ermordung Cäsars anhaftet, läßt der Redner gar nicht aufkommen. Ja, mit einem ungeheuren Sophisma kann das Löbliche der That sogar logisch bewiesen werden: Die Mörder sind durch Senatsbeschluss unter Zustimmung der Gegner mit politischen Ämtern betraut. Damit werden sie von der Beschuldigung des Mordes freigesprochen: *sequitur, ut liberatores tuo iudicio, quando quidem tertium nihil potest esse* II, 31. Die römische Tradition weist eine Reihe von solchen Fällen berechtigten politischen Mords auf, die II, 114 aufgezählt wird. Ergo: Der politische Mord ist nicht bloß berechtigt, sondern eine That der Bürgerpflicht.

Man gestatte uns hierzu einige Bemerkungen. Es ist kein Zweifel, daß wir bei der Beschäftigung mit dem Altertum nicht um gewisse dort hochgepriesene Thaten und Anschauungen herumkommen, die die christliche und heutige menschliche Moral verwirft. Zu solchen gehört auch die Beurteilung des politischen Mords. Seit Harmodios und Aristogeiton hat das Altertum die Überlieferung bewahrt, daß derselbe außerhalb des gewöhnlichen Moralkodex stehe.¹ Diese Anschauung ist nicht ohne Folgen für die spätere Zeit gewesen. Sie war ein Teil jener politisch unverständigen Pflege der republikanischen Idee, die in Zeiten einer scheinbaren oder wirklichen politischen Unterdrückung von jugendlich unreifen Schwärmern mißbraucht wurde. Es waren die Ideale, die am Vorabend der französischen Revolution in den Köpfen deutscher Jünglinge sich regten, die altgriechischen und altrömischen Ideale republikanischer Herrlichkeit. Diesen Jünglingen schien Brutus, der den Cäsar ermordete, ein nachahmungswürdiger Held. Unter diesem Eindruck schrieb

tur, quum conscii non fuissent, quam ut quisquam celari vellet qui fuisset. Die übrigen Hauptstellen sind II, 113 f. 117.

1) Interessant ist die Verdrehung der Tugendbegriffe, wie sie Cicero Off. III, 19 zur Rechtfertigung des politischen Mordes vornimmt. S. oben S. 25. 40.

Schiller seine Räuber mit dem Motto *in tyrannos* und liefs seinen Helden singen: „Nur ein Cäsar mochte Rom verderben, Nur nicht Brutus mochte Cäsar stehen; Wo ein Brutus lebt, mufs Cäsar sterben.“¹ Man vergafs, dafs derselbe Schiller nachher im Wallenstein sich auf die Seite des Rechts und der Gesetze stellte und warnte: „Lafs uns die alten, engen Ordnungen gering nicht achten! Köstlich unschätzbare Gewächse sind's, Die der bedrängte Mensch an seiner Dränger raschen Willen band; Denn immer war die Willkür fürchterlich — Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen, Er ist kein Umweg.“ So hat es bis in die neueste Zeit nicht an solchen gefehlt, die aus dem Altertum und den Jugendschwärmereien Schillers die Berechtigung zu dem politischen Mord unter gewissen Umständen herleiten wollten, und die Gymnasien sind, oft mit Recht, nicht von der Beschuldigung frei geblieben, dafs sie ebenso auf dem Gebiete der Politik vaterlandslosen Kosmopolitismus heranbildeten, wie sie auf dem der Moral unchristliche Selbstgerechtigkeit erzeugen sollten.

Dem gegenüber wird die heutige Schule zwar solchen Begriffen nicht aus dem Weg gehen. Denn sie sind historisch. Aber zu den bedeutsamen Anschauungen, die das Empfindungsleben des Schülers befruchten und begeistern, die eine Willensbildung herbeiführen sollen, gehören sie nicht, so wenig wie man ja auch Schillers „Räuber“ seinen klassischen Werken vorzieht. Solche Begriffe haben für die Schule eben nur einen negativen Wert, der ja auch nicht geleugnet werden soll. An ihnen mufs gezeigt werden, wie weit das Altertum gehen konnte, und vor welcher Schranke es Halt machen mufsste. Vielleicht kann dann der Segen, den das Christentum in die Welt gebracht hat, erst recht hervortreten, wenn zugleich klar ist, dafs auch es hierin keinen durchschlagenden Einfluß hat erringen können.² Es scheint unserer

1) W. Scherer, *Gesch. d. deutsch. Litteratur*, 3. A., S. 505.

2) Die vielfach anregenden Ausführungen R. Sternfelds *Z. f. G. W.* 44, 78 f. über diese Fragen verkennen die Notwendigkeit, dem Schüler nicht mehr solche Nachtseiten zu bieten, als unbedingt nötig ist. Ist

Zeit vorbehalten, auch den Königsmord unter allen Umständen nach jedem Sittengesetz unter die schweren Verbrechen zu rechnen. Es ist bemerkenswert, was Fürst Bismarck einmal gesagt hat: „In den Zeiten, wo der Würtemberger Eberhard (auf den von der Gegenseite verwiesen war) lebte, war es noch nicht ein Entschuldigungsgrund, wenn jemand sagte: ich habe gemordet, aber aus sehr achtbaren politischen Gründen. Otto v. Wittelsbach, der sehr viele Milderungsgründe hatte, und dem der heutige Antrag ganz gewiß mildernd zur Seite stehen würde, war und blieb vogelfrei für jeden und erlag demjenigen, der ihn auf der Heerstraße traf und erschlug. Und der Dichter, den Sie gern als Vertreter der modernen Ideen darstellen, konnte dem Tell noch dem Johann Parricida gegenüber Worte in den Mund legen, die zu Eberhards Zeiten noch wahr waren, die vielleicht zu Schillers Zeiten noch wahr waren — lesen Sie nach, sie sind heute nicht mehr wahr!“

4) Gegensatz zwischen Volk und Aristokratie. Das Volk trägt die zu allen Zeiten gleich bleibenden Züge: Unselbstständigkeit, Beweglichkeit, Unbeständigkeit. Als Masse dem Vortheil oder dem Äußeren zuneigend, beugt es sich vor der Gefahr, überhaupt vor den Ereignissen; eine Beute jeder imponierenden Persönlichkeit, aber hier ohne rechte Treue; stets eines Halts bedürfend. Mit einem rechten Leiter und Führer kann es schöpferisch thätig sein, es giebt diesem Macht und Ansehen zur Durchführung seiner Pläne, ohne einen solchen ist es kopf- und charakterlos. Äußerlichkeiten und wohlfeile Vergnügungen gewinnen seine Stimmung (Beispiel: der Beifall, den Brutus mit seinen Spielen fand, I, 36. II, 31). Dem gegenüber ist auch die Aristokratie moralisch gesunken. Der Verfall des Staates hat gleichen Schritt gehalten mit dem Verfall seiner Aristokratie. Sie ist ohne Bewußtsein von ihrem rechten Beruf, Führer der Masse im edlen Sinne zu sein; haltlos, ängstlich, schwankend, ohne Ziel.

es übrigens wirklich wahr, daß es niemandem „einfiel, die Sympathie, die man für Harmodius hegt, auf einen Meuchelmörder unserer Zeit zu übertragen?“

b. Begriffe aus dem Kreise des menschlichen Lebens.

1) Die Ehre. Darüber s. oben S. 90 ff. Der Begriff tritt im Verhältnis zu der großen Ausdehnung der Reden sehr zurück und gewinnt nur vorübergehend — als Familienehre, die den politischen Mord befiehlt, als politische und Standesehre, die verbietet mit dem Feind sich zu versöhnen, und als Totenehre — eine treibende Bedeutung. Es zeigt sich vielmehr die Entartung: Eitelkeit und Ehrgeiz. Die verletzte Eitelkeit ist bei Cicero entschieden treibendes Motiv. Ehrgeiz und Ehrsucht als unbedingtes Streben nach persönlicher Macht und Ansehen zeigt sich in allen handelnden Personen wirksam, ohne die Imperative des Gewissens anzuerkennen.

2) Der Begriff der Treue zeigt sich fast durchweg als Untreue. Untreu ist Cicero gegen sich selbst, gegen seine Persönlichkeit als Mensch, Politiker und Redner, also auch in gewissem Sinne gegen seinen Beruf. Denn die wahre Beredsamkeit wirkt nur auf den sittlichen Willen und so auch nur mit sittlich lauterem Mitteln. Sein Festhalten an der Sache des Senats ist mit egoistischen Motiven zu sehr verquickt, um als ein Beispiel den unzähligen Formen von Treue an die Seite gestellt werden zu können, die eine Zierde der vorzüglichsten Werke aller Völker sind. Cicero würde dagegen doch gar sehr verlieren, namentlich da das politische Kompromittieren zu der Treue nicht paßt. Wieder ist es nur die kleine neunte philippische Rede, die auch hierin eine löbliche Ausnahme macht. Denn hier zeigt er selbst sich nicht nur treu dem verstorbenen Freund und Gesinnungsgenossen, er zeigt auch zugleich, wie ein ganzes Volk Treue seinen Toten hält, und vor allem, wie jener Ser. Sulpicius selbst das Muster jener so oft mit Recht gerühmten, aber in unseren Reden fast ganz vermißten altrömischen Bürgertreue giebt: *Qui quum ita adfectus esset, ut, si ad gravem valetudinem labor accessisset, sibi ipse diffideret, non recusavit quo minus vel extremo spiritu, si quam opem rei publicae ferre posset, experiretur* IX, 2. Auch hier kann man nur bedauern, daß die Philippicae solche didaktisch äußerst fruchtbaren Begriffe nicht öfters bieten. Untreu ist Antonius in jeder Beziehung. Untreu sind die Mörder und der ganze Senat, auch

das Volk in gewissem Sinne. Untreu zeigt sich endlich auch Octavian, zunächst gegen seinen ermordeten Adoptivvater, später gegen den Senat.

3) Auch der hohe Begriff der Wahrhaftigkeit zeigt sich durchweg nur in seinem Gegenteil, der Unwahrhaftigkeit.

4) Die sittliche Freiheit im Sinne der politischen Freiheit wird zwar häufig im Munde geführt. Es ist aber nur eine scheinbare Freiheit. Der wirkliche Kampf geht auch gar nicht um dieses hohe Gut. Was der Redner als solches bezeichnet, ist nur die Herrschaft weniger gegenüber der auf das Volk gegründeten mehr oder minder ausgeprägten Monarchie. Ebenso wenig kommt außer in der neunten von wirklich patriotischem Geiste getragenen Rede der Begriff der Vaterlandsliebe in Betracht, da sein wesentlichstes Merkmal, die Selbstlosigkeit, fehlt, soweit die in den Phil. in Betracht gezogenen Verhältnisse zu berücksichtigen sind. Nur im Ausblick könnte man auf den versöhnenden Opfertod Ciceros hinweisen.

5) Nur ganz nebenbei wird das Heldentum gestreift, eigentlich, da ja der tote Cäsar nicht als Held betrachtet wird, nur im Ausblick das Bild des werdenden Helden (Octavian). Dagegen erhalten wir einen sehr genauen Einblick in das Werden und in das Dasein eines Pseudo-Helden, eines politischen Abenteurers und sittlich verkommenen Menschen (Antonius). Cicero selbst hat doch zu viel Züge, die nichts mit dem Heldentum gemein haben, um als Held aufgefaßt zu werden.

Wenn man, wie wohl nicht abzuleugnen ist, zu den Begriffen, die dem Erfahrungskreise der heranreifenden Jugend besonders nahe liegen, typische Erscheinungen der Ehre, der Treue, der sittlichen Freiheit und Wahrhaftigkeit rechnen darf, wie im Eingang dieser Erörterung dargethan ist, so erhellt, daß die philippischen Reden von diesen wenig oder fast nichts enthalten, daß sie also von dieser Seite aus außerordentlich wenig didaktischen Gehalt und pädagogischen Wert haben können. Auch die in dem guten Altertum so häufigen Ideen des Gehorsams und der Hingabe an die Gesamtheit fehlen so gut wie ganz in ihnen, entsprechend freilich dem Mangel an

idealen Zielen und Anschauungen am Ende der Republik. Namentlich sind sie auch arm an rechten psychologischen Motiven. Denn sie lassen den Werdegang des inneren Menschen, soweit er lehrhaft wirken kann, unaufgedeckt. Ebenso wenig wird man von einem tragischen Gehalt sprechen können. Dafs das Tragische nicht etwa blofs Tragödien anhaftet, zeigt ein Blick auf die grofsen Volkssagen. Nibelungenlied und Ilias sind ganz erfüllt davon. Die Beredsamkeit des Demosthenes hat entschieden einen tief tragischen Zug, und auch über den Schriften des Tacitus liegt das Tragische ausgebreitet.¹ Die unedlen Erscheinungen des Hasses, der Habsucht, der Unredlichkeit, der Unkeuschheit kommen für die Erziehung nicht in Betracht.

c. Litterarische Begriffe.

Die Gattung der Parlamentsrede, im besonderen der Invektive, die mit der Wirkung auf den sittlichen Willen nicht immer etwas zu thun hat. Ihre Merkmale: Persönliche Angriffe statt sachlicher Erörterung, Boshaftigkeit und Übertreibung, gehässige, halb wahre Schlüsse aus trügerisch zusammengestellten Prämissen. Wo diese Merkmale, wie es in den späteren Philippicae geschieht, nicht vorhanden sind, haben wir einen matten Abklatsch der Demosthenischen Philippicae, also nichts Originales. Der Römer bleibt stets in der Gedrungenheit und Dichtigkeit der Beweisführung hinter dem Griechen zurück und bietet oft mehr Ornamente als Argumente.

VI. Beziehungen zur vaterländischen und sozialen Aufgabe der Schule und der Gegenwart.

Man hat lange eine fast heilige aber unverdiente Scheu davor gehegt, irgend etwas in der Schule zu berühren, was an Politik oder an ein „aktuelles“ Gebiet zu erinnern schien; die Stimmen derer, die eine Gefahr für die Schule in jeder Behandlung von Tages- und Zeitfragen erblicken, scheinen zwar zu verstummen, aber mehr

1) Vgl. meinen Aufsatz über die Tacituslektüre, L. P. 7, 53.

„der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb.“ Wir vertraten vor nunmehr fast drei Jahren¹ schon den Grundsatz, daß auf der Kenntnis und der aus ihr hervorgehenden Wertschätzung der bestehenden Verhältnisse, auf einer historischen Kenntnis, die uns befähigt, über alle wichtigen Tagesfragen besonnen, klar und selbständig zu urteilen, die Weckung und Erhaltung eines wahren vaterländischen Sinnes beruht, daß der Knabe sich die Grundbegriffe des staatlichen Lebens im allgemeinen und in der besonderen Heimat aneignen müsse. Wir führten damals aus, daß eine solche Kenntnis selbsterarbeitet, nicht durch Lehrbücher erlernt werden müsse, und zeigten an Beispielen, namentlich aber an dem Heerwesen, daß dies vielleicht am allerwirksamsten und zugleich am harmlosesten an der alten Schriftstellerlektüre geschehen könne. Wir verlangten damals, daß bei der Erklärung der Schulschriftsteller entgegen der fast allgemein und jetzt noch vielfach herrschenden Manier stets Bezug genommen werde auf die entsprechenden heimatlichen Einrichtungen und Verhältnisse, so daß schliesslich grundsätzliche, allgemeine Folgerungen mit logischer Notwendigkeit abgeleitet würden. Wir können uns daher nunmehr, wo in so nachdrücklicher Weise für die Gymnasien verlangt worden ist, daß das Heimatliche Mittelpunkt des Unterrichts werde, und diese Forderung in ihren praktisch ausführbaren und pädagogisch und historisch richtigen Beschränkungen von mehreren Seiten dargethan ist, ohne Scheu vor dem Vorwurf des Byzantinismus und Opportunismus um so freudiger zu jenen früher ausgesprochenen Grundsätzen von neuem bekennen, als sie sich

1) In dem Vortrag: Die Erschließung der Gegenwart aus dem Altertum, Bielefeld und Leipzig, 1889. Meine dort ausgesprochenen Grundsätze sind vielfach gebilligt worden. In meiner Ausgabe von Cic. Off. habe ich in gleicher Weise das Altertum mit der Gegenwart in Beziehung zu setzen mich nicht gescheut. Auch dies ist von den pädagogischen Rezensenten ausdrücklich als ein Fortschritt anerkannt worden. Es scheint also, daß die Gefahr, vor der z. B. die Besprechung des vorgenannten Vortrages im Litterar. Centralblatt warnte, dabei nicht allzugroß ist. Jedenfalls bin ich mir bewußt, nie außer Acht gelassen zu haben, daß jedes Litteraturwerk zunächst die Eigenart seiner eigenen Zeit widerspiegelt.

unseres Erachtens mit dem vorgezeichneten Wege berühren. Denn wenn es richtig ist, was F. Hornemann¹ vom historischen Standpunkt aus jüngst gut und sachlich entwickelt hat, daß das Gymnasium sich dem Gesamtcharakter der Wissenschaft entsprechend fortbilden, mit dem Fortschreiten der allgemeinen Bildung stets deren Elemente in sich aufnehmen und verarbeiten muß, so muß der ganze Strom der Gymnasialbildung, der durch sie errungenen Kenntnisse und Belehrungen ausmünden in das eigene Volkstum und in die eigene Zeit. H. Schiller hat zum erstenmal in seiner Schrift: „Die einheitliche Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts“ an den Einrichtungen seiner Giessener Schule gezeigt, daß bei richtiger, planmäßiger Auswahl in der Lektüre und in ihrer ordnungsmäßigen Verknüpfung dem Schüler das Verständnis dafür aufgeht, daß man ihn in fremde Länder führt, um sein eigenes Vaterland allseitig kennen zu lernen, und daß er das geschichtliche Leben der alten Kulturvölker kennen lernt, um sein eigenes Volkstum und seine Zeit historisch zu verstehen.² Ich denke, gerade diesen Punkt müßten wir Vertreter der klassischen Studien festhalten, und hier müßten wir weiterbauen.³ Wir glauben der Pflege des klassischen Altertums nach keiner Richtung hin schlecht zu dienen, wenn wir unter den Kriterien für die rechte Auswahl auch das geltend machen, daß die antike Schrift und der antike Schriftsteller möglichst viele Beziehungen zur Gegenwart, zu allgemein menschlichen und politischen Fragen enthalte.⁴ Auf diese Weise wird es am

1) Die Berliner Dezemberkonferenz und die Schulreform. Hannover 1891.

2) S. 125 ff.

3) Vgl. auch die mit Wärme geschriebene Schrift von J. Weisweiler: Die Litteratur und Geschichte des klass. Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung, Paderborn 1891. Nur geht sie zu wenig in die Tiefe und bietet bei guten allgemeinen Gesichtspunkten im einzelnen keine wesentliche Förderung der Frage.

4) Dieses Unterrichtsprinzip eignet sich auch der Ref. für Latein in den Jahresberichten über das höhere Schulwesen H. Ziemer im Anschluß an unsere Arbeit über die Rede p. Rosc. Am. durchaus an. S. V. Jahrgang IV, 49.

besten gelingen, „die Jugend anzufeuern und ihr klar zu machen, daß das neue Staatswesen dazu da ist, um erhalten zu werden.“ Es wird nicht überflüssig sein, dazu zu bemerken, daß die antike Schrift in ihrer Eigenart, in ihrer Zeitfärbung und zeitlichen Berechtigung durchaus nicht angetastet werden soll. Das wäre eine pädagogische und geschichtliche Verkehrtheit.¹ Nein, wenn es wahr ist, daß die höheren Schulen vorzugsweise aus dem Idealismus des Altertums ihre Nahrung saugen sollen; wenn dort wirklich die Urbilder für unsere staatlichen Einrichtungen, für die die Politik bewegenden Fragen, für die sozialen Verhältnisse, und vor allem für die hervorragendsten politischen Tugenden der Tapferkeit und Ausdauer, des Gehorsams gegen das Gesetz und der aufopfernden Vaterlandsliebe vorhanden sind; wenn von da wirklich tausend Fäden in das Gewebe unserer Gegenwart führen; wenn ferner im Altertum alle diese Zustände und Entwicklungen einfacher, klarer, typischer und deshalb didaktisch verwertbarer sind als die teils zu verwickelten und umfangreichen, teils wegen des Parteiwesens zu delikaten und deshalb nur sehr schwer mit Erfolg in der Schule zu benutzenden modernen Verhältnisse: so soll sich die Schule nicht des Rechts und der Pflicht begeben, überall mit pädagogischem Takt das nun auch herauszuschälen und in klare Begriffe zu bringen, was bleibenden und die Gegenwart zugleich erläuternden Wert hat. Dann dient das Altertum in rechter Weise zum Verständnis der Neuzeit, und umgekehrt. Wenn wir für diese Aufgabe die Lektüre der alten Klassiker in allererster Linie für geeignet halten, so suchen wir die Berechtigung zu diesem Unterrichtsprinzip außer in den oft entwickelten und oben skizzierten Vorzügen der alten Geschichte überhaupt²

1) Ich bedauere aussprechen zu müssen, daß der Ref. über Thümens Ausgabe der Pompeiana in den Bl. f. d. bayer. Gymnasialw. 1891, S. 241, der mir eine solche, freilich unbewusste, Verkehrtheit imputiert, mich mindestens gründlich mißverstanden hat.

2) Darüber liegt außer dem Aufsatz von R. Sternfeld in Z. f. G. W. 44, 65 ff. eine warm geschriebene Programmarbeit vor von H. Geist: Was bieten die antiken Historiker der modernen Jugend? Posen 1891.

vornehmlich in dem, was man im besten Sinne „formale Bildung“ nennt. Denn bei der Lektüre der Alten handelt es sich immer um ein Erarbeiten, um einen Erwerb von festen Anschauungen durch Selbstthätigkeit, stets mit jenem Gefühl der Lust und Kraft, welches die ernste, produktive Arbeit gegenüber der mehr oder lediglich rezeptiven begleitet. Gerade weil das litterarische Lehrgut zugleich ein Denkmal aus der Vergangenheit und in fremder Sprache geschrieben ist, wird das Eindringen in seinen Erkenntnisinhalt zu einer die Erziehung an sich fördernden Leistung; das Herauserkennen der Zeitfarbe, das Auffinden und Zusammenfügen der für eine vergangene Welt charakteristischen Züge, der Vergleich mit der Gegenwart erzeugt Findigkeit und übt in der Kombination. In diesem Sinne liefert die Beschäftigung mit Sprachwerken fremder Völker nicht nur einen grossen Beitrag zur Gewinnung historischen Verständnisses, sondern kann auch mittelbar, eben durch diese immanenten, durch Erarbeiten gefundenen Vergleiche den national-patriotischen Sinn nähren.¹ Demnach ersparen wir uns auch bei der Auswahl der altsprachlichen Lektüre die Frage nicht, die W. Münch in seiner ausgezeichneten Schrift: „Die Mitarbeit der Schule an den nationalen Aufgaben der Gegenwart“ S. 21 für die Sichtung der Geschichte aufwirft: Was ist nötig zum Verständnis der Gegenwart? Wir erweitern diese Frage nur nach unseren früheren Ausführungen dahin: Welche alten Schriftwerke dienen zugleich zum Verständnis der Gegenwart? Was bieten sie für die historische Erkenntnis vaterländischer Einrichtungen und Verhältnisse, allgemeiner Fragen der Gegenwart, und wie kann durch sie, gerade durch solches Selbsterarbeiten, die Gesinnung geweckt und gepflegt werden, von welcher die Berufstreue die schönste Frucht ist?² Sicher unzertrennlich damit verknüpft ist es, wenn H. Schiller verlangt, daß für die

1) Vgl. O. Willmann, Didaktik II, 109 f. Aus der Praxis des Unterrichts heraus komme ich zu diesem seinen Ausführungen entgegengesetzten Schlusse.

2) O. Willmann, die soziale Aufgabe der höheren Schulen. S. 23.

Wahl der alten Schriftsteller im Gegensatz zu bisher, wo wesentlich die Überlieferung entschied, die Verknüpfung mit dem übrigen Unterricht allein maßgebend sei.¹ Denn keine deutsche Schule wird fortan in irgendeiner Klasse das Verständnis und die Kenntnis des Vaterlandes, seiner Sitte, seiner Litteratur, seiner Einrichtungen als ein ohne unser Zuthun dem Deutschen in den Schoß fallendes Gut von seinem Lehrplan ausschließen dürfen, die Erkenntnis der heimatlichen Welt wird als ein Teil des sittlich-religiösen Endzwecks aller Erziehung und Bildung einen starken Ring abgeben müssen, der die mannigfachen Bildungsstoffe zusammenhält. Übrigens hat nunmehr auch die Berliner Konferenz es gutgeheißen, daß für die sittliche Bildung der vaterländische Bildungstoff auch bei der Erklärung der Schriftsteller sachgemäß verwendet werde.²

Es mag gestattet sein, aus der eigenen Erfahrung, die in Tages- und Schulfragen doch über allen theoretischen Erörterungen stehen soll, eine Beobachtung hier nicht vorzuenthalten: Die Einwirkungen, die die Arbeit der Schule auf das gemütliche Leben der Schüler ausübt, sind fast stets unbekannt. Auch bei weiterer Beobachtung, als es gewöhnlich geschieht, wird man den eigentlichen Anteil der Schule gegenüber dem des Elternhauses und der sonstigen Umgebung niemals mit annähernder Sicherheit feststellen können. Aber die Kenntnis vaterländischer Einrichtungen, die die Schule unter einem vorsichtigen, warmherzigen und allseitig gebildeten Lehrer im Unterrichte herausarbeiten, die politischen Grundsätze, die sie so ohne leeres, von Parteistandpunkt beeinflusstes und so bald mißachtetes Gerede des Lehrers aus der Geschichte der

1) Zuletzt in der 2. Aufl. des Lehrb. d. Gesch. d. Pädag. S. 384.

2) Im Anschluß daran verlangt auch F. Heufsner L. P. 27, 107 f., daß alle die Fäden, welche die deutsche Geschichte und Kultur mit dem griechischen und römischen Altertum verknüpfen, sorgsam im Unterricht aufgesucht und verfolgt werden. So bleibe auch in dem altklassischen Unterrichte Ziel und Zentrum das rechte Verständnis und die rechte Würdigung unserer vaterländischen Welt und Kultur.

Vergangenheit ableiten läßt, sind geradezu ein unverlierbares Gut für den Schüler für das Leben. Es heißt völlig das Wesen des heutigen Hochschulunterrichts, die thatsächlichen Verhältnisse von und zwischen Hochschullehrern und Studenten verkennen, wenn man diese Aufgabe der Universität überlassen will. In gar keinem Fache, in gar keinem Teil des menschlichen Seelenlebens, behaupte ich und habe ich erfahren, wirkt die Schule unmittelbarer, dauernder, sichtbarer und für den Schüler bewufster ein, als hier. Denn hier sagt der Schüler nicht, was andere denken und anderen genehm ist, sondern was er selbst denkend gefunden und erworben hat. Mögen wir es vermeiden, diesen gewaltigen Vorteil unausgenutzt zu lassen!¹

Fragen wir uns nun, was die Philippicae unter diesem Gesichtspunkte zu bedeuten haben, so dürfen wir dabei auf W. Münch zurückgehen, der in seiner oben genannten Schrift als die Ziele für die gesamte öffentliche Erziehung im nationalen Interesse außer der Gesundheit die Tüchtigkeit und Gesinnung bezeichnet. Nach unseren früheren Ausführungen dürfen wir wiederholen, daß die Philippicae in ihren Zeitverhältnissen und Persönlichkeiten, in ihren Anschauungen und Begriffen verhältnismäßig wenig für die rechte Pflege und Läuterung des Gefühlslebens, für eine liebevolle Beschäftigung mit dem Stoff bieten. Dadurch tritt ihr Wert für die Erziehung zur Gesinnung zurück. Denn der eigentliche Boden, aus dem diese erwächst, ist das persönliche Empfindungsleben, und dieses wieder ist die Quelle aller großen und selbständigen Willensentschliefungen. Nun muß man doch sagen, daß weder die Zeit der Commune, noch Leute wie Antonius oder der Cicero der philippischen Reden, namentlich der ersten beiden, noch die Darstellung großer Korruption im Staats- und Privatleben bei einer Unterrichtsmethode, die neben der verstandesmäßigen Behandlung auch einen rechten Wert auf Empfindung und Aussprache über das verstandesmäßig Erarbeitete legt, die Seelen ge-

1) Nachtr. Anm.: Aus einer reichen Erfahrung heraus spricht eben H. Schiller, Z. f. G. W. 46, 50 f., gegen Th. Ziegler sich in gleichem Sinne wie wir aus.

sunder deutscher Knaben packt und zum Nachempfinden anregt; vielmehr liegt die Gefahr vor, daß der Lehrer im Übermaß des Lehreifers und des Schriftstellerkultus durch Verschweigen oder beabsichtigte und unbeabsichtigte Übertreibung und Lobpreisung in eine Unwahrhaftigkeit gerät und die Schüler in dieselbe Unwahrhaftigkeit mit hineinzieht. Somit können wir nur feststellen, daß für die Pflege der Gesinnung und somit für die Erreichung des einen Ziels der Erziehung im nationalen Sinne unsere Reden außer der neunten fast nichts bieten.

Wenn ferner W. Münch unter dem zweiten Ziele, der Tüchtigkeit, vor allem die Fähigkeit versteht, sich in der Welt und ihren Aufgaben zurechtzufinden, so wird dies Unterrichtsprinzip auf unser Thema der Auswahl einer rechten altklassischen Lektüre sich in der Weise anwenden lassen, daß wir zunächst die politischen Verhältnisse in ihrem Wert für einen Einblick in die geschichtliche Entwicklung von Staatsformen und Staatselementen der Gegenwart betrachten und dann noch im besonderen fragen, inwieweit sie das Verständnis der größten und wichtigsten Aufgabe der Jetztzeit, der sozialen Frage, fördern und damit der Umsturzbewegung entgegenzuarbeiten geeignet sind. Denn auch hier heißt rechtes, selbsterarbeitetes Kennen zugleich Können, und nur so wird die Forderung Erfolg haben, daß „alle Lehrerkollegien das Gefecht gegen die Sozialdemokratie übernehmen müßten.“

a. Der Wert der Philippicae für die Erkenntnis staatlichen und somit vaterländischen Lebens.

Die Verfassung unseres Vaterlandes verstehen, heißt sie würdigen und wertschätzen. Ihr Wesen läßt sich am allerbesten aus der alten Geschichte erkennen und aus der alten Lektüre herausarbeiten. Denn wie jede Wissenschaft des Zusammenhangs mit ihrer Geschichte bedarf, so finden sich im Altertum die einfachsten, verständlichsten Typen der verschiedenen Elemente. Im besonderen möchte ich nur darauf hinweisen, wie leicht und ungezwungen sich aus Tacitus, zunächst durch Einzelerklärung und

zuletzt durch zusammenfassende und sich zu festen Begriffsbestimmungen verdichtende Behandlung, alle wesentlichen Teile dessen, was man Verfassung des römischen Kaiserstaats nennt, erarbeiten lassen. Damit läßt sich von selbst die Beziehung zu der kaiserlichen Gewalt der Gegenwart, der Verwaltung, dem Finanzwesen, dem Heereswesen finden. Freilich begnügen sich ja viele in falscher Scheu damit, ihren Schülern zwar die Namen und Bezeichnungen der antiken Staatseinrichtungen beizubringen, ohne zu wissen, daß eine solche Erklärung und Kenntniss einfach in der Luft steht. Wenn wir hier also von der alten Verfassung sprechen, so meinen wir, daß überall bei der Erklärung an moderne Einrichtungen angeknüpft werden müsse. Sonst bekommt der Schüler weder von dem Altertum noch von der Neuzeit trotz aller Redensarten mancher Fachgenossen über das historische Verständnis des Gewordenen eine Ahnung.

Die Kämpfe des Senats gegen Cäsar und Antonius, die den Hauptgegenstand der philippischen Reden bilden, können zunächst Veranlassung geben, das Wesen der staatsrechtlichen Gewalten zum festen Besitz des Schülers zu bringen. Was sie zu bedeuten haben, lernt er am besten, wenn man ihm ihr Wesen im modernen Staate zeigt oder es auf sokratisch-mäeutischem Wege finden läßt. Er lernt dann, daß der Monarch die ausführende Gewalt allein hat, während er die gesetzgebende (beschließende) und beratende Gewalt mit der Volksvertretung gemeinsam besitzt. Die Bedeutung dieser Einrichtung für die Stetigkeit der Verhältnisse und die Einheitlichkeit der Leitung namentlich in militärischen Verhältnissen wird dem Schüler klar, wenn er den Wirrwarr der römischen Verfassungskämpfe betrachtet. Als Faktoren, die für den Besitz dieser Staatsgewalten in Betracht kommen, treten auf das ganze Volk, der Senat und einzelne hervorragende oder doch emporstrebende Männer. Die antike Auffassung, daß das Volk als Ganzes souverän sei, trifft für den römischen Staat genau genommen nie zu, jedenfalls aber nicht für die Zeit der philippischen Reden. Sie war höchstens noch eine Theorie, an die die allmählich schrankenlose kaiserliche Gewalt sich anlehnen konnte.

Diesen Weg betrat schon Cäsar und Antonius, und man kann aus den Thatsachen den Satz ableiten lassen, daß die Leitung des Staatswesens durch die Gesamtheit des Volkes ein Unding ist. Die schwankende Masse, die sich von Cäsar zu Brutus, von diesem zu Antonius, dann wieder zu Octavian hinneigt, zeigt dieselbe Unfähigkeit, schöpferisch thätig zu sein wie zu allen anderen Zeiten. Man erkennt die Haltlosigkeit demokratischer Freiheitsduseleien, wenn man sieht, wie das Volk als Masse immer nur einem Führer folgt, der die Leidenschaften und Wünsche der Masse benutzt und zum Ausdruck bringt. Immer handelt es sich in diesen Streitigkeiten um die staatlichen Gewalten nur darum, durch wen das Volk regiert werden soll. Wir halten diese Erkenntnis, die allerdings bei Demosthenes viel schärfer und klarer hervortritt, für einen politischen Gewinn. Aber die Phrase vom souveränen Volk, dem rechtlich alle drei Gewalten zustehen, wird auch in Rom kritiklos beibehalten. Das zeigt die Erwähnung der Klagen wegen Verletzung dieser Souveränität (*maiestas populi Romani* z. B. I, 21 — 23), die allerdings in ihrer ursprünglichen Bedeutung längst verwischt war. Dahin gehört auch, daß Cicero die vierte und sechste philippische Rede vor der Volksversammlung hält. Ebenso wird nur in der Theorie das Recht der Gesetzgebung der Volksversammlung belassen, weil es Cäsar oder Antonius so bequem war, und auch der Senat seine fertigen Maßregeln und Beschlüsse in ihr wenigstens zum Ausdruck brachte. Beispiele dafür u. A. I, 6. 16 ff. Für die Gliederung nach Stand, Vermögen oder Bezirk, die ungemein viele Beziehungen zur Gegenwart enthält (allgemeines oder beschränktes Wahlrecht), sind die Philippicae unfruchtbar. Die Geschäftsordnung (z. B. V, 7. 8) mag geschichtlich interessant sein, hat aber keinen Einfluß auf die Erkenntnis der Gegenwart. Die Thatsache dagegen, daß alle Versammlungen, in denen politische Befugnisse auszuüben sind, unter Beobachtung religiöser Formen vor sich gehen müssen, ist für uns sehr verwertbar; denn sie zeigt, daß zu allen Zeiten in wichtigen Angelegenheiten der schwache Mensch sich nach einer übermenschlichen Hilfe umsah und so das Walten einer höheren Macht

anerkannte. Wir lernen aber auch aus dem oben geschilderten maßlosen Mißbrauch, der mit den Auspizien getrieben wurde, daß die bloße religiöse Form auf die Dauer nirgends, auch nicht im politischen Leben, etwas bedeutet. Daß die Befragung des Volkswillens durch die Wahlen ein ganz unzuverlässiges Mittel für seine richtige Erkenntnis ist, daß rechtmäßige und unrechtmäßige Beeinflussung sich zu allen Zeiten bei der großen Masse wirksam erweist, zeigt z. B. I, 25 f. und namentlich II, 4: *tum, quum es (augur) factus, unam tribum sine Curione ferre potuisses? cuius etiam familiares de vi condemnati sunt, quod sui nimis studiosi fuissent.*

Der zweite für die Handhabung der staatlichen Gewalten in Betracht kommende Faktor, der Senat, läßt in mancher Beziehung einen Vergleich mit modernen Volksvertretungen zu, freilich fast nur in dem oben schon berührten negativen Sinne, daß eine solche Vertretung, wenn es ihr an dem rechten Korrektiv fehlt, ihre Macht ins Ungemessene zu erweitern sucht und dabei zwar auf die Dauer jede moralische und politische Festigkeit verliert, aber doch mit der Standhaftigkeit des Besitzenden ihren Besitzstand zu behaupten versucht. Lehrreich ist es, wie von dem Senat die ausführende Beamtenschaft immer mehr eingeschränkt wird, so daß davon in der Zeit Cäsars eigentlich keine Rede mehr sein kann. Der Senat glaubt ein Recht darauf zu haben, alle drei Gewalten faktisch zu vereinigen, weil er es Jahrhunderte lang wirklich gekonnt hatte. Die Unfähigkeit einer solchen Parlamentsherrschaft zu wirksamen Reformen im Innern und zu kräftigem, entschlossenem Auftreten in kriegesischen Verwicklungen, die Sucht, die mangelnden Thaten durch große Worte zu verdecken, das Schwanken und Zögern und schließlich der klägliche Zusammenbruch nach einer feigen, mit Wortbruch verbundenen That, können wohl als typisch gelten. Freilich, ob es geraten erscheint, den Schüler gerade auf diese Beziehung zur Gegenwart hinzuweisen, möchten wir billig bezweifeln.

Der hervorragendste Gewinn für die Herausarbeitung staatlicher Grundbegriffe ist die Erkenntnis, die aus den von Cicero behandelten Verhältnissen mit zwingender Notwendigkeit hervor-

geht, daß alle Vielherrschaft nichts ist, daß alles hinweist auf die Notwendigkeit einer starken Monarchie, die mit maßvoller, gerechter Verteilung der staatlichen Gewalten regiert. Wie der römische Staat einen Kreislauf von Monarchie zu Monarchie durchmacht, so zeigen die Philippicae im Besonderen, daß alles Große auf die Dauer nur von einer starken Hand und einem starken Geiste geleistet wird, und daß es daher darauf ankommt, diese Gewalt möglichst dem Würdigsten zuzuwenden und zu erhalten. In diesem Wendepunkte der Geschichte wird die Monarchie, die später Horaz besingt, als der feste Fels begriffen, auf dem sich die alte Welt noch einmal aufrichten kann. Indem wir für das Einzelne auf früher¹ Gesagtes verweisen, sei hier nur nochmals hervorgehoben, wie die erste Rede namentlich zeigt, welche hauptsächlich Befugnisse ein faktischer Monarch in seiner Hand vereinigt. Denn es kommen dort als von Cäsar ausgeübt zur Sprache: das Recht der Ausweisung und Begnadigung, das Vorschlagsrecht und in Wirklichkeit die Ernennung der höchsten Beamten (Provinzialstatthalterschaften I, 19, Konsulat des Dolabella an vielen Stellen), Verfügung über öffentliche Gelder, Einfluß auf die Gesetzgebung (I, 19 ff.) Zu diesen Befugnissen nehme man noch das tribunizische Veto (I, 25, II, 51 ff.), die schrankenlose Verfügung, die Cäsar über das Heer hatte (zweite Rede), und man wird die wesentlichen Rechte des Monarchen gut ableiten können. Hat ja die Verfassung des Augustus, das Urbild der heutigen Monarchie im staatsrechtlichen Sinne, genau an jene Verhältnisse angeknüpft. Auch die Besprechung der Diktatur wird für das Verständnis moderner Verhältnisse fruchtbar gemacht werden können. Der Vorgang an den Luperkalien (II, 84 ff.) würde sogar die Insignien der Krone hinzufügen.

Glauben wir so gezeigt zu haben, daß bei einer sorgfältigen Behandlung sehr wohl staatliche Grundbegriffe in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Berechtigung aus den Philippicae gewonnen werden können, so kann dabei nicht verhehlt werden, daß die eigene Arbeit des Schülers hierbei wenig mithilft. Gerade weil es sich

1) S. 21 ff.

nur um Begriffe handelt, die der Redner von ganz entgegengesetztem Standpunkte aus beleuchtet, und nicht um kraftvolle Persönlichkeiten, wie sie vor allem für die Jugenderziehung bedeutsam sind, kann der Lehrer solche Ergebnisse, wie wir sie kurz skizziert haben, nur durch eine zusammenfassende Rückschau am Ende von sehr großen Schriftwerken, weit mehr durch eigene Lehre als durch die allein wertvolle Mitarbeit des Schülers erzielen. Es ist kein Zweifel, daß die dabei notwendige Kritik an Ciceros Auffassung pädagogisch nicht empfehlenswert ist. Wir dürfen also jene Kenntnis der Verfassung nicht so unbedingt als einen Vorzug unserer Reden hinstellen, wie wir es ohne dieses erhebliche Hindernis thun möchten. Ebenso dürfte die längere Beschäftigung mit einem eigentlich ganz verfassungslosen Staatswesen kaum zu den Bildungselementen gehören, die eine Tüchtigkeit im national-patriotischen Sinne zu erzeugen geeignet sind. Denn die Abschreckungstheorie wird hier wie sonst in der Erziehung immer nur einen untergeordneten Rang einnehmen dürfen.

Außer diesen Verfassungskämpfen können staatliche Einrichtungen aus den philippischen Reden kaum erkannt werden. Wohl werden hier und da die Gerichte, die Beamten, die Zölle, die Provinzialverwaltung, das Munizipalwesen gestreift, allein dies ist selbstverständlich und geschieht so nebenbei, daß wir mit mehr Recht als seither des „Zerpflückens“ oder der Sucht nach „Gesinnungsstoffen“ beschuldigt würden, wenn wir behaupten wollten, aus diesen zerstreuten Notizen ließen sich mit einiger Anschaulichkeit die Grundlagen unserer heutigen Einrichtungen feststellen, oder auch nur, unser Wissen über römische Verhältnisse würde dadurch bereichert. Auch in dieser Beziehung sind die Reden arm an allgemein bildenden Gedanken. Aus allen anderen Schulwerken der griechischen und römischen Litteratur lernt man diese Dinge viel gründlicher durch Selbstthätigkeit kennen. Wollte man trotz alledem mit den alten Redensarten von der Vollkommenheit des römischen oder antiken Geistes, von dem Hauch der Begeisterung, der in ihm wehen soll, von dem ewig jungen Zauber, der davon ausgehe, den philippischen Reden eine erzieherische, patriotische Wirkung zu-

schreiben, so würde dies eben mindestens wieder beweisen, daß viele von uns wirklich den rechten Blick für die Gegenwart und ihre Bedürfnisse verloren haben. Die Herstellung des rechten Gleichgewichts, welches durch eine grössere Vertiefung in die Welt der Heimat und des Vaterlands, sowie in das Leben der Gegenwart derjenigen Gefahr begegnet, die für die Gymnasialschüler infolge einer überwiegenden oder einseitigen Berücksichtigung des Altertums und der altklassischen Gedankenkreise entstehen kann und thatsächlich nicht selten auch entsteht,¹ wäre dann nur eine um so dringendere Aufgabe der Schulreform und der oberen Schulbehörden.

b. Die Beziehungen der Philippicae zur sozialen Aufgabe der Schule werden mit kurzen Worten abgemacht werden können. Nicht als seien wir der Ansicht, diese Aufgabe liege überhaupt der Schule fern oder habe doch zum mindesten mit der altsprachlichen Lektüre nichts gemein.² Im Einklang mit unsern früher ausgesprochenen Grundsätzen glauben wir, daß auch der höheren Schule, die allerdings vorläufig von den Gefahren der Sozialdemokratie unmittelbar weniger bedroht erscheint, die Aufgabe zufällt, ihren Schülern die Waffen für den späteren Kampf und für eine nach Kräften mögliche Lösung der sozialen Aufgabe vorzubereiten.

In erster Linie kommt es auch hierbei darauf an, überall im Unterricht, also auch bei der altsprachlichen Lektüre, das Bessere vor dem Guten zu bevorzugen, das herauszunehmen in Methode und Stoff, was nach menschlichem Ermessen und reicher Erfahrung der Besten unter uns die Bildung des Gemütslebens

1) O. Frick, Verh. üb. Fragen des höh. Unterr. S. 295.

2) Daß gerade jetzt die Pflege der Nächstenliebe schon in der Schule von der größten Bedeutung ist, erörtert H. Schiller, Handb. der prakt. Päd., 2. Aufl., S. 174 ff. — Für die Unterrichtsarbeit der Schule auf dem sozialen Gebiet vgl. H. Meier, das Wesen des Staats in L. P. 27, 119 ff. und A. Gemoll, das Gymnasium und der Kampf gegen die Sozialdemokratie. Progr. Striegau 1891. — Mehr die Verhältnisse des Volksschulwesens berührt ein Vortrag von J. Guttersohn, Schulreform und soziales Leben. Karlsruhe 1891.

und sittlichen Willens zu fördern geeignet ist, auf daß nicht mehr mit Recht dem deutschen Gymnasium der Vorwurf gemacht werde, die Philologen legten den Nachdruck auf das Lernen und Wissen, aber nicht auf die Bildung des Charakters und die Bedürfnisse des jetzigen Lebens. Wenn es auch wahr sein mag, daß es schließlich viel mehr darauf ankommt, wie der Schüler lernt, als was er lernt, so muß doch aller Lernstoff, wenn er jene Einwirkung haben soll, derart sein, daß ihn die jugendliche, kindlich reine Seele gern aufnimmt, daß sie in ein inneres Verhältnis zu ihm tritt. Aus allem, was wir beigebracht haben, dürfte hervorgehen, daß Ciceros philippische Reden von dieser Seite aus gar keinen Wert haben.

Im besonderen scheint es mir, daß gerade die Eigenschaften, die vor allen die Jugend befähigen sollen, dereinst direkt und durch ihr Beispiel indirekt die sozialen Gefahren zu beseitigen, ganz besonders den Philippicae fern liegen. Die Jugend bedarf vorzüglich, abgesehen von einem religiösen Sinn, auf diesem Gebiete der Erziehung zur Achtung vor dem Gesetz, zum Gehorsam, zur Unterordnung unter die staatlichen Autoritäten, unter die Obrigkeit, die „Gewalt über uns hat“. Gerade hierfür bietet das Altertum ganz Ausgezeichnetes, das durch die zeitliche Entfernung besondere pädagogische Vorteile bietet. Der Knabe, der sich Beispiele für diese Tugenden aus den alten Schriftstellern erarbeitet hat, zumal wenn sie mit wahrhaftiger Begeisterung, für die die Jugend ein sehr feines Gefühl hat, dargestellt werden, wird keinen geringen Gewinn für seine ganze Lebensführung davontragen. Zu den Litteraturdenkmälern, die einen solchen Gewinn erzeugen helfen, gehören, vielleicht wieder mit Ausnahme der neunten Rede, die Philippicae gewiß nicht. Im Gegenteil würde ihre Lektüre nach unseren früheren Darlegungen leicht dazu führen können, den Glauben an die Autorität des Autors und unter Umständen auch, bei Schönrednerei, an das Wort des Lehrers zu beeinträchtigen. Die Hochachtung vor der sittlichen Gröfse einzelner Männer zu pflegen, stellten mit Recht die Erläuterungen zu den 1882er preussischen Lehrplänen als ein hohes Ziel

der Schule hin. Wenn ohne Zweifel hierdurch zugleich die soziale Aufgabe der Gegenwart berührt wird, so darf man wohl sagen, daß die Philippicae das Gegenteil von diesem Ziel bedeuten. Der Kaiser hat die Aufgabe der Schule bekanntlich und wohl mit freudiger Zustimmung auch derer, die sonst nicht seine Auffassung in Schulfragen teilen, darin erkannt, „zu einem klaren Verständnis von dem Wesen des Staats, von dem Werden und den Fortschritten unseres Staats durchzudringen, um dadurch im stande zu sein, das Ungereimte, das Verwerfliche und Gefährliche der sozialdemokratischen Theorie und Praxis zu durchschauen“. Wir haben oben gezeigt, inwieweit auch die Philippicae zu einer solchen Erkenntnis beitragen können, aber nicht verhehlt, daß dies nur auf großen Umwegen geschehen könne, und daß die Vertiefung in eine Zeit der Anarchie und namentlich dieser Anarchie und in dieser Schilderung ihr Bedenkliches für die Jugend habe. Wir dürfen hinzufügen, daß gerade die in den Reden zu Tage tretenden Mittel, durch die der dem heutigen Staatswesen so vielfach ähnliche Staat des Augustus sich emporringt, die der Revolution sind, daß diese Revolution schließlic der Geschichte, also auch dem Jugendunterricht, nicht unberechtigt erscheint, und daß der, der dort für das Bestehende eintritt, sich bei seiner weinerlichen Greisenhaftigkeit itrotz aller Hochachtung und allem Verständnis, die der Reifere hm entgegenbringen mag, sich der Jugend Sympathieen sicher nicht erwerben wird. Es wird uns dort kein Staatswesen vorgeführt, das „wert ist, erhalten zu werden,“ und das eigentlich Nationale, Vaterländische, das auch in fremder Länder Geschichte und Litteratur unsere Bewunderung erregt und gegen den internationalen Schwindel hervorgekehrt werden muß, tritt überhaupt nicht zu Tage.

Und wenn endlich die Phrase mit ihrer inneren Unwahrhaftigkeit zu den sozialen Gefahren gehört, so müßte man überhaupt vor einer liebevollen Beschäftigung mit Ciceros meisten Reden warnen, wenn nicht schon von selbst die Jugend eine solche „liebvolle“ Beschäftigung von sich wiese und jede innere Gemeinschaft Verleugnete. Der unverständige Betrieb des lateinischen Aufsatzes

— dafs es auch eine verständige Behandlung geben konnte und gab, wissen wir wohl — und der fremdsprachlichen Übersetzungen hat hier manches verschuldet, was eine hoffentlich nicht zu ferne Zukunft zu beseitigen haben wird.

Während für das eigentliche Verständnis der Fragen, um die es sich in den sozialen Bewegungen aller Zeiten handelt, auch die Lektüre der alten Schriftsteller sehr beachtenswerte Hilfe bieten kann, indem uns die mannigfachen Mittel zur Abwehr und die Urteile der Schriftsteller und Politiker über die Lösungsversuche zu unmittelbarer Anschauung gebracht werden¹, lernen wir hierfür aus den Philippicae nichts.

VII. Die Stellung der Philippicae im Lehrplan und ihr Wert für eine rechte Konzentration und darum Verdichtung und zugleich Vertiefung des Unterrichts.

Trotz der grossen Wichtigkeit der Frage nach einer rechten Konzentration im Unterricht werden wir uns hier verhältnismässig kurz fassen dürfen. Dafs eine solche im besten und höchsten Sinne das Ideal einer jeden Schule sein mufs, dürfte im Grundsatz kaum von Jemandem geleugnet werden können, der ernst über Schulfragen nachgedacht und, was freilich die wenigsten bis jetzt scheinbar gethan, auch die Verwirklichung in einer nach diesem Grundsatz geleiteten Schule gesehen hat. Jeder, der mit Bewusstsein und Besonnenheit eine bestimmte Aufgabe angreift, mufs sich konzentrieren. Konzentration, aufs höchste gesteigert, wird stets eine schöpferische Leistung sein. Auch die Physiologie kommt zu derselben Forderung, wenn sie lehrt, dafs Vorstellungen durch „Gedankenfäden“ zu verbinden sind. Diese Frage bedarf hier also keiner weiteren Erörterung. Wir hegen die feste Überzeugung, dafs in nicht sehr langer Zeit der billige Spott, den mancher aus bösem Willen oder aus Unkenntnis des eigentlichen Kerns der ganzen

1) Z. B. Cic. Off. II, 52 ff. Ich verweise auf die Anm. zu dieser Stelle in meiner kommentierten Ausgabe.

Frage ihr gegenüber jetzt noch für geschmackvoll hält, dahin entweicht, wohin er gehört, auf die Bierbank oder vor ein Auditorium, das für gewisse Späße naturgemäß empfänglich ist. Daß freilich manche gar künstlich hergestellten Konzentrationspläne — wenigstens sehen sie auf dem Papier gekünstelt aus — nicht dazu beigetragen haben, die allgemeinere Umsetzung des guten Gedankens in die That in verdientem Maße zu fördern, geben wir zu. Allein es wird sich hier auch gar nicht um derartige allgemein verbindliche Konzentrationskreise handeln. Vielmehr wird hier wie auf keinem anderen Gebiete die Freiheit, die nun auch in Preußen den einzelnen höheren Lehranstalten zugesichert worden ist, und die z. B. in Hessen eine liberale Unterrichtsleitung ihnen längst liefs, zu ihrem guten Recht kommen. Unseres Erachtens wird nichts der Einzelanstalt einen besseren, individuelleren Charakter aufprägen, als ein in gemeinsamer Arbeit unter Anregung und Anleitung des Direktors zuerst in großen Zügen festgestellter und dann klassenweise im Einzelnen sich aufbauender Konzentrationsplan. Auf diese Weise ist in Gießen der gewiß noch verbesserungsbedürftige und verbesserungsfähige, aber doch einheitliche Lehrplan zu Stande gekommen, den H. Schiller in seinem Buche: „Die einheitliche Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts“, entwickelt hat. Die Gesichtspunkte, die etwa für die Aufstellung eines solchen Konzentrationsplanes zu beobachten sind, hat zuletzt O. Frick, L. P. 27, 42 ff., insbesondere S. 69, 70, zusammengestellt.¹ Wollen wir nun in keiner Weise durch diese unsere Untersuchungen ein Gebot formulieren, daß es so und so sein müsse, so sind wir eigentlich auch fast nicht im Stande, ein oder das andere Litteraturwerk in Bezug auf seine Stel-

1) In höchst verständiger Weise, freilich ohne zu wissen, daß viele seiner Forderungen an manchen Orten schon erfüllt sind, entwickelt den Konzentrationsgedanken im Sinne einer Schulreform in hygienischer Beziehung der bekannte Ophthalmologe v. Zehender: Vorträge über Schulgesundheitspflege S. 145 ff., ebenso ein Beweis dafür, daß dieser Gedanke ein natürlicher, vernünftiger ist, wie daß bei gegenseitigem guten Willen Arzt und Schulmann Hand in Hand gehen können.

lung gegenüber der Konzentration zu prüfen. Dies könnte erschöpfend und wirklich fruchtbar nur im Zusammenhang mit der Aufstellung eines vollständigen Lehrplans mindestens für die Gruppe der oberen Klassen geschehen. Gerade hierfür wollten wir in dieser Arbeit nur das Material geben, damit ein jeder prüfen möge, ob die Schrift in den besonderen Konzentrationsplan seiner Schule hineinpafst oder nicht.

Wir beschränken uns also darauf, wenige Hauptrichtlinien, die wohl jeder solche Plan einhalten müßte, zu verfolgen und auf Ciceros philippische Reden zu beziehen.

1) Sie wären zunächst in litterarischer Beziehung eine Ergänzung der rednerischen Lektüre nach Form und Inhalt. Als solche würden sie nach oder neben anderen Schulreden Ciceros in ihrer besonderen charakteristischen Form, wie sie die zweite Rede allein bietet, der Typus der schmähenden Invektivreden sein. Weist man diese für die Schule, wie uns richtig scheint, zurück, so giebt man dadurch das eigentlich Charakteristische auf, und sie bleiben politische Parlamentsreden. Als Gattung muß der Schüler diese wegen ihrer Wichtigkeit sowohl für das antike Leben wie für die Gegenwart kennen lernen, zumal wir solche aus pädagogischen Gründen aus der Gegenwart nicht wohl entnehmen werden. Nach dem Grundsatz, daß das Klassische und Typische überall den Vorzug vor dem Minderwertigen und Abgeleiteten verdient, werden gerade die philippischen Reden Ciceros nicht als Typus dieser Gattung gelten können, weil der Schüler diese Gattung besser und ursprünglicher an Demosthenes kennen lernen muß. Gerade hier würde Cicero schon durch den gleichen, auf ihn selbst zurückgehenden Titel, der einen Vergleich aufzwingt, allzusehr verlieren. Einzelne bessere, kleinere philippische Reden auszuwählen, würde schon deshalb nicht richtig sein, weil sie das Besondere der Philippicae eben nicht an sich tragen, abgesehen von den zahlreichen Gründen, die gegen sie im ganzen sprechen. Im übrigen erhält der Schüler wohl überall noch Beispiele für die Parlamentsrede aus Thukydides und im französischen Unterricht, wo Mirabeaus Reden teilweise einen vorzüglichen Einblick in die moderne Gattung und

zugleich in die die französische Revolution bewegenden Fragen eröffnen. Aber auch die römische politische Rede¹ braucht dem Schüler nicht unerschlossen zu bleiben. Wenn die Pompeiana auch nicht vor einem Parlament gehalten ist, so darf gerade sie in mancher Hinsicht als typisch für die politische Rede gelten, allerdings für eine solche in maßvollen Formen, die auch den Gegner als ehrlichen Mann behandelt. Sie müßte auch wegen ihrer sonstigen reichen Vorzüge die obligatorische Musterrede für den Sekundaner sein. Gegen die Catilinarischen Reden ließe sich zwar Vieles einwenden, was wir auch gegen die philippischen vorbringen mußten. Nichtsdestoweniger sind sie, wenn man diese besondere Gattung der Invektive nun einmal dem Schüler vorführen will und die Zeit dazu hat (?), trotz des geringen pädagogischen Wertes, immer noch den philippischen vorzuziehen. Sie sind wenigstens in ihrer Art ein Meisterstück geschickten Drängens, gehen gleich in medias res mit geschicktem Angriff, sie haben stellenweise glänzenden Schwung und eine echt patriotische Begeisterung, namentlich sind sie wahr, was alles die philippischen Reden, namentlich die beiden ersten, nicht sind, und endlich sind sie nun einmal populär, so daß mancher, der das auch dort nicht fehlende schauspielerische Wesen, die trüben Verhältnisse, den Mangel an wahrem Heldentum wohl erkennt, doch dem sprichwörtlichen *Quousque tandem* ein sacrificium intellectus bringen mag. Über diese Auswahl hinauszugehen, würde dem Gebot des rechten Gleichgewichts zwischen den Unterrichtsstoffen und hier namentlich zwischen den Litteraturgattungen widersprechen. Bieten ja doch auch die anderen Schriftsteller eingeflochtene Reden mit allen typischen Bestandteilen (z. B. schon Homer, namentlich im zweiten und neunten Buch) und rhetorische Sprache und Kraft mindestens genug.

1) Darüber O. Altenburg in dem angeführten Programm S. 21: Wenn ich aus der römischen Beredsamkeit nach wirklichen Mustern suche, ohne unbedingt auch stilistische Rücksichten gelten zu lassen, komme ich in Verlegenheit.

2) Das geschichtliche Leben allmählich in seinen Elementen aus den Quellen kennen zu lernen und selbst herauszuarbeiten ist eine Hauptaufgabe des Gymnasiums. Ein Konzentrationsplan hat dafür zu sorgen, daß dies planvoll geschieht, d. h. daß nicht der Schwerpunkt auf die politisch, geschichtlich und pädagogisch wertloseren, untergeordneten Elemente gelegt werde. Hier muß zunächst gegen die philippischen Reden geltend gemacht werden, daß je mehr der altsprachliche Unterricht Sachunterricht wird, und je mehr die Erarbeitung der alten Geschichte an die Lektüre der Schriftsteller sich anlehnt, was nicht nur durch Verfügungen, sondern auch durch eine rationelle Didaktik geboten erscheint, um so mehr alles für den Historiker vielleicht recht Interessante in den Hintergrund zu treten hat, was arm ist an großen Männern (Helden), Thaten, was keinen Einblick giebt in wichtige Staats- und Kulturformen, was nicht zur Ergänzung von typischen Vorstellungen verwertet werden kann. Die Auflehnung eines moralisch verkommenen Abenteurers gegen zerrüttete staatliche Ordnungen, ein verhältnismäßig untergeordneter Teil des Kampfes, den eine sinkende republikanische Staatsform hier nicht gegen den eigentlichen monarchischen Gedanken, sondern gegen politischen und materiellen Egoismus führt, die völlige Anarchie bedeutet im geschichtlichen Leben im allgemeinen wie in dem des römischen Volkes gewiß auch etwas, aber es ist damit, wie mit einem tiefen Abgrund: man schaut wohl hinein, allein man hat weder Freude daran, noch giebt es da Frucht zu ernten, man geht vorüber, ohne sich lange aufzuhalten. Jedenfalls wird man aber unter den Kreisen, in denen man die Jugend sich bewegen läßt, diejenigen bevorzugen, die auf die Höhe des geschichtlichen Lebens führen, Begeisterung erwecken oder bestimmte, in der Entwicklungsgeschichte der Kulturvölker bedeutende, oder für alle Zeiten wirkungsvolle oder in die vaterländische Gegenwart hineinragende Begriffe erwerben lassen. Von all diesen Bedingungen für ein längeres Verweilen erfüllen die philippischen Reden als Ganzes und in ihren eigentümlichsten Mustern kaum eine. Freilich kann man für sie einwenden, daß sie uns das Verständnis der kommenden Monarchie, die als

Typus im allgemeinen, wie für die staatlichen Einrichtungen der Gegenwart von eminenter Wichtigkeit ist und auch mit tausend Fäden in die Unterrichtsstoffe des Gymnasiums hineinragt, gerade durch die Schilderung der Symptome des Zerfalls, der haltlosen Republik und das erste Auftreten des zukünftigen Augustus schildern. Das Richtige an dem, was durch diesen Einwand gefordert wird in Bezug auf das Elementare im geschichtlichen Leben, erreichen wir auch sonst durch die altklassische Lektüre. Z. B. entwickelt uns Tacitus in bezeichnender und rücksichtsloser Schärfe im Eingange der Annalen die Fehler der republikanischen Miswirtschaft und die Entwicklung des Prinzipats kurz, klar und deutlich. Auch bei Horaz läßt sich z. B. an dem politischen Umschwung des Dichters, wie er sich in den Epoden zeigt, verglichen namentlich noch mit *carm.* II, 7, *sat.* I, 6, 48, *epist.* II, 1, ein gleiches ungezwungen herausarbeiten. Aber auch für die Zeit des Übergangs selbst, für die Zeit der philippischen Reden, giebt es Besseres, nämlich die Briefe. Sie ziehe ich vor, weil sie eine andere, höchst anziehende Litteraturgattung kennen lernen lassen, weil sie sich frei halten von Schmutz und Verworfenheit, weil der Autor in ihnen bei richtiger Auswahl wahr und würdig sich zeigt, weil sie die Elemente des geschichtlichen Lebens, die hier in Betracht kommen, kürzer und doch viel ausführlicher und deutlicher aufweisen als jene Reden. Deshalb habe ich nie Bedenken getragen das 5. Buch in der Auswahl von Hofmann-Andresen mit noch einigen Streichungen lesen zu lassen. Diese Briefe kosten nicht viel Zeit (5 bis 6 Wochen), geben ein durchaus abgeschlossenes Ganzes, an das sich die Annalen des Tacitus ohne jeden Gedankensprung anschließen lassen, und enthalten eine recht große Anzahl von didaktisch verwertbaren Gesichtspunkten. Einen sehr guten Konzentrationspunkt bietet das allmähliche Werden und Wachsen Octavians und das Benehmen des Senats gegen ihn. Hiermit lassen sich die phrasenhaften Superlative der Philippicae nicht vergleichen. Dafs überdies die geschichtliche Wahrheit in den Reden ihrer Gattung gemäß sehr zweifelhaft ist, wird wohl niemand leugnen.

Bringen hier die Briefe Besseres und bedeuten dazu eine Zeitersparnis, so darf dasselbe geltend gemacht werden gegen alle die, welche für die Philippicae deshalb eintreten, weil sie von größter Wichtigkeit für das Leben Ciceros seien. Wer es gegen unsere Auffassung für eine pädagogisch wertvolle Aufgabe hält, dies Leben in seinem schwankenden Werdegang zu betrachten, dem werden ein paar Briefe aus derselben Zeit reichen Ersatz bieten.

Für die allgemeinen Symptome eines staatlichen Zersetzungsprozesses bietet namentlich wieder Demosthenes Besseres. „Erst aus dem Gegensatz zwischen des Redners patriotischem Wollen und dem würdelosen Treiben des herabgekommenen Volkes wird das sittliche Pathos des Redners in dem Herzen des Schülers einen Widerhall finden.“¹

Wenn überdies die geschichtliche Welt des Altertums gegenüber der des eigenen Vaterlandes und der Gegenwart in der modernen Schule zurücktreten muß, so versteht es sich von selbst, daß für die eingehende Behandlung aller minder bedeutenden Perioden kein Raum bleibt. Sonst könnte doch der Vorwurf, daß wir den Schüler zu einseitig in das Altertum versenken, berechtigt bleiben.

3) Es ist zu allen Zeiten ein fruchtbarer pädagogischer Grundsatz gewesen in den Mittelpunkt des Unterrichts große Persönlichkeiten (Helden) zu stellen. Diese können auf der unteren grundlegenden und vorbereitenden Stufe in ihren Thaten und einfach verständlichen Eigenschaften den Grundstock bilden zu der geschichtlichen, gemütlichen und zugleich intellektuellen Bildung. Auf der oberen Stufe können sie wiederaufgenommen werden. Hier wird es vor allem darauf ankommen, die Motive des Handelns zu ergänzen oder neu aufzudecken, die Stellung des Helden für seine Zeit, aus seiner Zeit und für die Nachwelt zu erkennen und sich in das Innenleben eines solchen bedeutenden Mannes zu vertiefen. Um sie herum lassen sich dann große weltgeschichtliche Ereignisse, typische Kultur- und Staatsformen, bedeutsame An-

1) O. Altenburg a. a. O. S. 21.

schauungen und Begriffe (Ehre, Treue, sittliche Freiheit, Erhabenheit des Willens u. s. w.) anschließen.¹ Für einen solchen Konzentrationsplan bieten die Philippicae fast nichts. Denn wahrhaft grofse Persönlichkeiten, worunter wir nicht etwa blofs Tugendhelden verstehen, fehlen ihnen, da der grofse Cäsar doch nur nebenbei und in einzelnen Reden gar nicht in Betracht kommt.

4) Bei keinem Konzentrationsplan wird man die Persönlichkeit des Schülers, seine eigentümlichen Empfindungen, die in gewissem Sinne sein Recht sind, das, was er mit heranbringt an Eigenschaften des Innenlebens, außer Acht lassen dürfen. Vielleicht ist gerade dieser Punkt bis jetzt noch am wenigsten beachtet und deshalb die Einwirkung in erzieherischer Hinsicht unterblieben. Das Jünglingsalter hat wirklich nicht blofs die Pflicht, Arbeit, für die ihm das Verständnis fehlt, und die selbst urteilsvolle Männer oft nicht begreifen, also immer nur Pflichtarbeit zu leisten, sondern auch das Recht sich zu begeistern. Dazu bedarf es solcher Stoffe, die möglichst viele Keime in sich tragen, die, in die Knabenherzen gepflanzt, die so viel gerühmte und doch unverhältnismäfsig selten gereifte Frucht der Altertumsstudien emporspriessen lassen. Der ideale Sinn, der dem Leben Adel, Schönheit und Gröfse verleiht, liegt aber nicht zum Herausheben geeignet in allen Stoffen des Altertums. Die jugendlichen und männlichen Eigenschaften des praktischen Handelns, der Entschlossenheit und der opferfreudigen Hingabe, sind ebensowenig in jedem Litteraturwerk des Altertums vorhanden. Freilich lernt man diese Eigenschaften nicht in der Schule, aber die Schule kann dazu helfen, wenn sie dem Knaben das darreicht, was er mit der Freudigkeit der Seele hört, liest und erarbeitet.

Wer nun will, dafs diese Freudigkeit und damit der gesunde Sinn des deutschen Knaben im Keim erstickt werde, wer will, dafs in ihm „ein Widerwille keime“ auch gegen Besseres, was die Schule und das Altertum birgt, auch gegen den unvernünftigen

1) O. Frick, L. P. 27, 71.

Pedanten der Ciceronianischen Eloquenz,¹ oder wer den widerwärtigen Feind der höheren Schulen, die Heuchelei, und ihre Schwester, die Lüge, noch stärken will, der bringe nur weiter Stoffe, Persönlichkeiten, Erbärmlichkeiten, wie sie zum großen Teil in den philippischen Reden enthalten sind!

So glauben wir an einigen Versuchen gezeigt zu haben, wie für eine rechte Konzentrationsarbeit, die nicht bloß äußerlich nach einzelnen Anklängen und Ähnlichkeiten sucht, die Philippicae leicht isoliert bleiben. Eine solche Isoliertheit aber führt zum Zersplittern der Lernkräfte, und jedes Zersplittern führt im günstigsten Falle zur Mittelmäßigkeit. Diese geradezu herbeiführen, wird sich keine Art von Schulpolitik zur Aufgabe machen; die deutschen höheren Schulen und die Universitäten haben genug davon.

Z u s a m m e n f a s s u n g.

Eine Auswahl unter den Schulschriftstellern nach ihrer didaktischen Berechtigung ist eine der vielen Aufgaben, die die heutige Pädagogik zu lösen hat. Denn es gilt gegenüber neuen Aufgaben, die die Gegenwart an den Mann, die das deutsche Vaterland an den Bürger stellt, uns als wissenschaftlich denkende Männer frei zu machen von einer Tradition, die sich erst allmählich teilweise unbewußt gebildet und verbildet hat, uns zu besinnen auf die eigentlich schon jahrhundertlang in der Theorie feststehenden Grundsätze und Grundaufgaben der Pädagogik und unsere pädagogische Praxis aus einer gedankenlosen Manier in eine bewußte Methode zu verwandeln. Hierbei handelt es sich nicht um äußeren Zwang, sondern um ein immer stärker werdendes didaktisches Bewußtsein, das, wie andere Aufgaben der Neu-

1) Sagt doch schon W. v. Humboldt: Sich über das Höhere alles Urteils zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte!

zeit, die Signatur eben dieser Zeit für die Pädagogik sein und werden dürfte.

Der formalen Bildung, der in scharfer Gedankenarbeit erschlossenen sprachlichen Form als dem unterscheidenden Merkmal des fremdsprachlichen Unterrichts soll ihr Recht immerdar bleiben. Aber in höherem Grade, wenigstens für obere Stufen, die die Form bereits genügend erarbeitet haben, muß die Herausarbeitung des Gedankeninhalts als die Hauptsache eben dieser formalen Bildung, soweit diese ein geistiges Zuchtmittel ist, erkannt werden, der Sachunterricht muß neben dem Sprachunterricht zur vollen Geltung kommen.

Es ist klar, daß auf diese Weise der Schriftsteller, der nur wegen der sprachlichen Form und ihrer Nachahmung den ersten Rang im Gymnasium einnahm, auch in erster Linie auf seinen inneren Gehalt hin untersucht werden muß. Hier schien es uns, daß im allgemeinen die Lektüre der Reden, an denen vorzugsweise jene Imitation geübt wurde, eine Einschränkung zu erfahren habe, sobald jener Grund wegfällt. Kommt es aber darauf an, die Rede als Litteraturgattung zu behandeln, so läßt sich nicht leugnen, daß Cicero nicht der Typus des antiken Redners sein kann, sondern Demosthenes. Von Cicero sind nur die besten, den eigentlichen Römergeist atmenden Reden zu lesen, die zugleich auch im Sinne einer historischen Einführung in die Beredsamkeit eine gute Vorschule für Demosthenes sind. Zu diesen besten Leistungen gehören aber die philippischen Reden nicht, und das edle Römertum enthält durch sie keine Beleuchtung und Würdigung. Insbesondere müssen gerade sie vor den philippischen Reden des Demosthenes verblassen.

Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, müßten sie als ungeeignet für einen erziehenden Unterricht gelten. Denn wir verlangen von jedem Litteraturwerk, das didaktischen Wert haben soll, daß es auch eine Reihe, womöglich eine Fülle von Gedanken und Begriffen enthalte, die geeignet sind, die eigentümliche Beschaffenheit der jugendlichen Seele unter der regierenden Führung des Lehrers zu befruchten, ihr Empfindungs-

leben zu treffen, zu wecken und zu erweitern und so den Weg zu ebnen zu einer Willens- und Charakterbildung. Hierhin gehört ebenso, daß der Unterrichtsstoff reich sei an großen Persönlichkeiten (Helden), in deren Thaten- und Innenleben der Knabe sich vertiefe und hineindenke, was gerade durch die Notwendigkeit des Herausarbeitens aus dem schwereren, fremdsprachlichen Gewande um so intensiver werden wird, wie daß er den Knaben dem Verständnis des eigenen Volkstums, des vaterländischen Lebens der Gegenwart nicht entziehe, sondern ihn durch typische, geschichtliche und darum zugleich vaterländische Bilder erst recht hineinführe. Wir fanden, daß das in diesem Sinne Brauchbare in den philippischen Reden nur untergeordnet ist und nur vereinzelt vorkommt, so daß es in den eigentlichen Zusammenhang des Litteraturwerks selbst gar nicht hineinpafst. Aber dabei sahen wir auch, daß Persönlichkeiten, Ereignisse, Zeitverhältnisse, Gedankenkreise überwiegend derart waren, daß sie eine gesunde Pädagogik, auch ohne überall nach „Gesinnungsstoffen“ zu suchen, verwerfen muß. Der jugendliche Geist wird sehr selten ein inneres Verhältnis zu dem hier vorgeführten Stoff gewinnen, er wird im Gegenteil nur mit dem Gefühl der Unlust, falls wirklich die Herausarbeitung großer Gedankenreihen angestrebt wird, an die Lektüre der philippischen Reden herangehen. Dies ist in mehrfachem Sinne gefährlich. Wenn ein Hauptziel alles Unterrichts die Erziehung zur Selbstthätigkeit ist, so muß der Unterrichtsstoff Gelegenheit geben, an einer reichen Fülle von Aufgaben diese zu wecken und zu fördern. An geeigneten Aufgaben hierfür sind die philippischen Reden arm und so schon in geringem Grade didaktisch wertvoll. Und wenn es richtig ist, daß unsere ganze Unterrichtsarbeit, auch aus dem Altertum heraus, eine nationale sein muß, daß die vaterländischen Tugenden aus dem Altertum in die Gegenwart herüberfluten sollen, so sind die philippischen Reden völlig wertlos. Denn sie enthalten fast kein Beispiel einer rechten Hingabe für das Gemeinwohl.

Wer daher, mag nun die heutige Schulreformarbeit ausfallen wie sie wolle, mit Luther der Meinung ist: „Es ist eine ernste

und grofse Sache, da Christo und aller Welt viel anliegt, dafs wir dem jungen Volk helfen und raten; damit ist denn auch uns allen geholfen und geraten,“ der streiche aus dem Kanon der Schulschriften, die in dem auf vaterländischer und doch klassischer Grundlage ruhenden Gymnasium in strenger Geistesarbeit zu behandeln sind, Ciceros philippische Reden!

Arnold, Theodor, Die griechischen Studien des Horaz. Neu herausgegeben von Dr. Wilhelm Fries, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Condirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. gr. 8. (XIII u. 143 S.) geh. 2 *M*

Hennings, Dr. phil., P. D. Ch., Professor und Oberlehrer zu Husum, Elementarbuch der lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert.

V. Abteilung. Für die Sekunda. **Das Leben Alexanders des Großen** (bis 327). gr. 8. (VI u. 244 S.) geh. 1,50 *M*

Kohl, Professor Dr. Otto, Griechisches Übungsbuch für Sekunda. gr. 8. (XI u. 197 S.) geh. 1,75 *M*

Schweizer-Sidler, Dr. Heinrich, Prof. an der Universität Zürich, und Dr. Alfred Surber, Prof. am Gymnasium in Zürich. Grammatik der lateinischen Sprache. Erster Teil. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der im Jahre 1869 erschienenen Elementar- und Formenlehre. gr. 8. (VIII u. 280 S.) geh. 4 *M*

Seiler, Friedrich, Prof. am Gymnasium in Eisenberg, Der lateinische Primaneraufsatz auf preussischen Gymnasien und die Lehrpläne von 1882. 8. (82 S.) geh. 1,20 *M*

Weiske, Prof. Alex., Oberlehrer an der Lateinischen Hauptschule in Halle a. S., Anmerkungen zur griechischen Syntax mit Anschluss an E. Koch's griechische Schulgrammatik. gr. 8. (24 S.) geh. 50 *S*

Wolff, Friedr. Aug., Prolegomena ad Homerum. tertia quam curavit Rudolphus Peppmüller. Adiectae sunt epistolae Wolfii ad Heynium scriptae. 8. (VIII u. 307 S.) geh. 2,40 *M*

Waldeck, August, Professor am Gymnasium zu Corbach, Lateinische Schulgrammatik nebst einem Anhang über Stilistik für alle Lehranstalten. gr. 8. (VIII und 144 S.) geh. 1,20 *M*

— —, **Praktische Anleitung zum Unterricht in der Lateinischen Grammatik.** gr. 8. (224 S.) geh. 2,40 *M*

Geh. Oberschulrat Professor Schiller in Gießen schrieb hierüber bereits in der Pädagogischen Warte Nr. 6:

Die vorliegende Schulgrammatik bietet eine bisher an Kürze, Präzision, Klarheit und Übersichtlichkeit noch nicht erreichte Gestaltung des für die Schule erforderlichen Unterrichtsstoffes sowohl in der Formenlehre, als in der Syntax.

Die Anleitung zum Unterrichte baut diesen durchaus auf richtigen psychologischen Prinzipien auf. Der Wert reichlicher und zweckmäÙig geleiteter Apperzeption wird in trefflichen Beispielen dargethan; die Induktion, welche überall von der Muttersprache als dem Bekannten ausgeht, wird hier in unwiderleglicher Weise in ihr Recht eingesetzt. Der Verfasser hat damit dem lateinischen Unterrichte an den höheren Lehranstalten einen großen Dienst geleistet, denn er wird bei dieser Behandlung wirklich eine Schule des Denkens. Und hierauf beruht, wie er mit Recht betont, gegenwärtig, wenn auch nicht hauptsächlich, so doch zu einem guten Teile, seine Existenzberechtigung in unseren Schulen. Den beiden Schriften ist recht großer Erfolg zu wünschen.

Dettweiler, Peter,

Untersuchungen über den didaktischen Wert Ciceronianischer Schulschriften

Bd.: 2

1892

Paed.th. 4917-6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11870857-1